

Eine Vergangenheit.

Novelle von Ch. Zoeller-Lionheart.

(Fortsetzung von S. 195.)

Nachdruck verboten.

Ein sonderbar unangenehmes Gefühl kam ihm, als er zufällig in die nervös flackernden Augen des Unbekannten, große, brennende, schwarze Augen sah, der ihm mit süßlicher Höflichkeit neben sich Platz machte und in ruheloser Lebhaftigkeit bald mit dem Kutscher, bald mit einem der Mitfahrenden sprach, während der Offizier deutlich empfand, daß die Worte eigentlich an ihn gerichtet waren:

„Wie kommt der Lebensnerv der Großstadt zur Ruhe. Da der stille Schläfer, der so einsam auf seiner letzten Reise hinrüttelt, hier die Straßenseger, die mit ihren Riesenbesen den Damm abkehren. Dort rammen sie bei Fackelbeleuchtung das aufgerissene Steinpflaster wieder ein, und hier faren die Abfuhrwagen hin. Raslos, raslos dreht sich das Rad im ewigen Getriebe. — Keine Ruh' bei Tag und Nacht,“ trällerte er munter vor sich hin und ließ dem Offizier an der nächsten Haltestelle artig den Vortritt, als sie gleichzeitig von der Pferdebahn absteigen wollten.

Von Berge sah ihn in den Hüften schwingend vor sich herschreiten und faßte mit einem unerklärlich konzentrierten Interesse die große, etwas dürre Gestalt mit dem scharf ausgeprägten Charakterkopf eines altgewordenen ungarischen Studenten genau ins Auge.

Derselbe bog in eine der nächsten Querstraßen ein, und Herr von Berge konnte noch bemerken, wie der Mann mit dem Hausschlüssel das unsaubere, fünfstöckige Eckhaus aufschloß und darin verschwand.

Lächerlich! Was kümmerte ihn der obsture Mensch! Weshalb hatte er unwillkürlich den Kopf rückwärts wenden müssen, um sich zu überzeugen, ob er da wirklich wohne? Was ging ihn das Leben und Treiben dieses Subjektes an, das wahrscheinlich nie wieder seinen Weg kreuzen würde?

Gegenüber seiner Kaserne in einem der eleganten prächtigen Neubauten des entlegenen Stadtteiles hat er nun endlich auch sein Ziel gefunden. Sein Burische kommt mit Licht ihm schon auf der Treppe entgegen, sobald er die Hausthür unten gehen hört, und der Komfort einer solid ausgestatteten kleinen Junggesellenwirtschaft empfängt den Ermüdeten, als er in die Beletage tritt, in der er drei Zimmer einer Familie abgemietet hat. Sein Blick fällt zufällig in den Spiegel, dem gegenüber er in einem Sessel sitzt, um sich von dem Burischen die Stiefel ausziehen zu lassen.

Wie müde und hohlköpfig schaut ihn der da drüben an, dessen Hauptreiz sonst die markige Kraft, die stark ausgeprägte Männlichkeit ist. Unsinn! Das Licht wirft nur unsichere Schatten. Er ist heut überhaupt in einer merkwürdig überreizten Gemütsstimmung, das thut der anstrengende Dienst unter dem neuen Regimentskommandeur. Er hat ja auch nicht eine Viertelstunde heute rasten können. Bis ein Uhr auf dem Übungsfeld, kaum Zeit zum Mittagessen im Kasino, dann die Unterredung beim Oberst und der Ritt zu Finckenstein.

Ob er zu scharf vorgegangen, zu hart gewesen mit dem armen Mädchen? Ob er an dem Unglück Schuld trägt? Und wenn's wäre? Er thät's gegebenen Falls noch einmal. Er hat nach Pflicht und Gewissen gehandelt. Mag nachkommen, was kommen muß!

Dabei dreht er sich auf der unter seiner wuchtigen Gestalt ächzenden Sprungfedermatratze zur Wand, und nach zwei Minuten ist er in festen Schlaf gesunken.

III.

Heiteren Angesichts kam Erna am folgenden Tage ins Frühstückszimmer, wo Gottliebe Schmachthahn, die Eikemaschine bewachend, eben die Familiennachrichten in der Morgenzeitung studierte.

„Ist doch ein Skandal,“ rief diese der Eintretenden entgegen, „die Sedow hat wieder geheiratet, den galanten Better, der immer um sie herumcharwenzelte. Wie hatte die sich, als vor einem Jahre der Mann starb! Mit dem Kopf wollte sie die Wände einrennen. Frau, schau, wem! Na, ich werd' mich hüten und wieder eine Thräne verschwenden!“

„Geschieht ja doch wieder bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten,“ meinte Erna lachend und



Morgengebet.

Gemälde von Julius Geertz.

Photographie-Verlag von Gustav Schauer in Berlin.

Kopfe übermüht wie ein Schulmädchen mit dem goldenen Löffelchen auf der Schale des Eies herum.

„Na, Sie werden sehen, Baronin,“ verteidigte sie sich empfindlich.

„Die ‚Baronin‘ und das ‚Sie‘ wollen wir uns sparen. Das Eis der Gewohnheit, das unsere jahrelange Freundschaft höchst unnatürlich umpappte, haben wir heute nacht glücklich durchbrochen. Schwapp, da klappt die Spirituslampe zu; der Kaffee ist fertig. Schenk ein, Gottliebchen, wir wollen in aller Form Schwesterlichkeit trinken.“ Sie heukelte lustig ihren Arm durch den der Schmachthahn, ergriff das durchsichtige Mokkatäschchen und gab ihr einen herzhaften Kuß. „Vergott, was bin ich glücklich heute, so herzensleicht, als wär' ich nochmals achtzehn und aus dem Pensionszwang entlassen — und das dank' ich alles dir, du treue Seele. Allein wär' ich nie zum Entschluß gekommen, du hast für mich entscheiden müssen, wo das Recht liegt.“

„War der Fall mit dem verstorbenen Baron nicht vorbedacht und vorbesprochen?“ fragte die Schmachthahn.

Erna nickte: „Zawohl. Er war ja mein bester väterlicher Freund. Ich sollte ihn, den andern, weißt du, den er vorahnte, erst ein ganzes Jahr prüfen, ob ich ihn wert halte, mich ihm anzuvertrauen.“

„Ja, ja, diese kritische Sache konnte der ja nicht voraussehen,“ kospnickte Gottliebchen bedächtig. „Das ändert aber nichts. Ich bin überzeugt, er hätte heute nur entscheiden können, wie ich es gethan. Was, du bist ja schon fix und fertig angezogen, willst du so früh ausgehen?“

„Ja, Schatz, und du mit mir. Ich bin so über die Maßen glücklich, daß ich den Gedanken nicht ertragen kann, eine andere sitze ratlos und in tiefer Trauer da, und kein Mensch finde sich, der helfen könne oder wolle. In den alten Verhältnissen wird das arme Geschöpf nach dem Aufsehen, das ihr Selbstmordverbrechen gemacht, kaum aushalten können. Ich hörte vor einiger Zeit schon, daß es ihr höchster Wunsch sei, ihr schönes Talent auszubilden, um sich der Malerei ganz und gar zuzuwenden, weil die mechanische Lehrthätigkeit sie eigentlich nicht befriedigt. Dem armen Ding fehlten bis jetzt die Mittel dazu. Wozu hätt' ich nun das überflüssig viele Geld, dessen Zinsen kaum zu verbrauchen sind, wenn ich es nicht guten Werken zuwenden wollte.“

„Ich meine, das ist so ziemlich die Hauptaufgabe meines Lebens, seit du Witwe geworden,“ sagte die Schmachthahn lächelnd.

„Wirklicher Armut gegenüber, ja. Hier ist das aber viel schwieriger. Ich hab' mir seit Stunden den Kopf zerbrochen, wie man es anfängt, ohne den Stolz des Mädchens zu verlegen und die Sache so hinzustellen, daß sie ihr nicht wie eine Wohlthat, die ausdringliche Teilnahme einer Fremden erscheint, die kein Recht dazu hat, sich in ihre Verhältnisse einzumischen. Nun ist mir folgender Gedanke gekommen: bei der großen Veränderung — ihr Gesicht tauchte sich in Rosenglut — werden wir die Urlaubszeit öfter in unserer Villa am Brienzer See verleben wollen. Die lasse ich schön renovieren, und zu dem leichten Barockstil gehört vor allem die lachende Schönheit von Amoretten und Blumen, die Spezialität von Fräulein Mertens. Wände, Decken, Galerien und Säle geben ihrem Talent ein gutes Feld und mir Gelegenheit, sie so zu entschädigen, daß sie nachher irgendwo weiter studieren kann, da ich ihrer Mutter als Kastellanin auf Schloß Biersberg einen Ruheposten anzubieten gedenke, wo sich die anderen Kinder mit ihr sehr wohl befinden werden.“

„Du bist ein Engel,“ sprach die Schmachthahn begeistert. „Nur ein glückliches, ach so glückliches und dem lieben Gott so dankbares Weib. Aber nun spüte dich, Liebste, und zieh dir schnell deinen Regenmantel über, ich lasse schon anspannen. Vielleicht tragen wir ein wenig Sonnenschein in die verbüßerte Existenz.“

Eine halbe Stunde später hielten sie weit draußen in einer der Vorstädte vor einem Gartengrundstück, das ein Gärtner mit einem zweistöckigen Wohnhause tief hinter den mehr langen als breiten Anpflanzungen fünfzig Jahre früher bebaut hatte.

Das kleine Haus, das jetzt im Spätherbst vergilbendes Pfeifenkraut und Nebengrün überrannte, zwischen dem hier und da noch eine vergessene violette Traube leuchtete, konnte nur noch für Liebhaber der Stille und blühender Umgebung einen Reiz haben. Mit seinen niedrigen Fenstern auf dem ungleichen Erdreich sah es ganz schief und zusammengesenken aus. Dafür aber sandten Kleeblätter ein ganzes Meer von Duft durch die offenen Fenster des Erdgeschosses und prachtvolle Georginen, vielfarbige Astern, ja selbst einige Spätrosen und Sträucher mit schneeweißen Eisbeeren drängten sich bis an das Haus heran, als wenn sie durch ihre leuchtende Farbenpracht Erjaß bieten wollten für all die Schäden des haufälligen Häuschens.

„Wie reizend!“ rief die immer exaltierte Schmachthahn aus, während sie den langen Steg zwischen Blumenrabatten zur Rechten und Linken entlang gingen. „Wie malerisch, wie poetisch, ein richtiges Künstlerheim, dieses in Grün und Blumen eingebettete, vom grünen Blatteppich umhüllte Häuschen! Friede und Glück, dächte man —“

Weiter kam sie nicht. Sie verstummte erschreckt, als aus einem der offenen Fenster zu ebener Erde eine scharfe tabellende Stimme heraufsprach: „Eine Gans bist du, eine wahre Gans, die Geschichte so tragisch zu nehmen. Deine arme Mutter hast du nicht einen Augenblick dabei bedacht. Was aus der werden sollte und aus deinen Geschwistern, das war ja auch Nebenfrage, wenn du dich nur geborgen wußtest. Oder glaubst du, ich bin so brillant gestellt, eine ganze Familie noch mit durchzuschleppen? Wenn du einen Funken von Vernunft bewahrt hättest, durftest es gar nicht so weit kommen. Deiner Liebe wäre kein Mensch in den Weg gekommen, wenn du nicht Unmögliches verlangt hättest. Die Familie hätte sicher ein Auge, nein beide, zu einem Verhältnis zugebückt und für euch am Ende noch was gethan, wenn du nicht solche Narrin wärest, die —“

„Onkel, kein Wort mehr!“ schrie es, im Wehlaut beleidigter Frauenehre, auf, und ein Kopf, der unbeweglich zwischen den Händen begraben auf dem Fensterbrett gelegen, fuhr ruckartig in die Höhe.

„Was soll nun werden? In der Schule nehmen sie dich doch nicht wieder an.“

„Ich weiß nicht,“ war die müde Antwort und gleichgiltig sah das schmerzstarre Gesicht zum Fenster hinaus, ohne daß die geradeaus starrende Pupille die beiden Damen da, dicht vor sich, mit Verständnis anschaute.

Der Mann da drinnen hatte die elegante Frau und ihre Begleiterin um so schneller entdeckt und abgeschätzt.

„Besuch!“ rief er, und aufgeregter fragte er: „Für euch oder oben beim Gärtner?“ Dabei sprang er für alle Fälle schon vor den schmalen Spiegel im Goldrahmen, strich sich mit dem Taschentüschchen den gewichsten, verdächtig schwarzen Schnurrbart und breitete die flatternden des roten Halstuchs malerisch über den hochschließenden, die Taille militärisch martierenden Rock und riß die Staubentwürf überfreig auf, als dort leise geklopft wurde.

„Fräulein Mertens zu Hause?“ fragte Erna etwas verlegen, dann ging sie beherzt auf das junge Mädchen zu, dessen liebliche Züge vom Weinen fast bis zur Unkenntlichkeit verquollen waren und reichte ihr herzlich die Hand hin.

„Sie erinnern sich meiner vielleicht, liebes Fräulein,“ sagte sie anmuthsvoll, „ich bewunderte Ihr Stilleben im Speisesaal bei Abbrands. Entsinnen Sie sich? Es ist jetzt fast ein Jahr her,“ damit ging sie schnell auf ihr Ziel los, um das arme gramverwundene Geschöpf gewaltsam aus ihrer Stumpfheit aufzurütteln. „Wissen Sie wohl noch, wie ich den Wunsch aussprach, dieses reizende Kabinettstück in großartigerem Stil ausgeführt zu sehen? An diese Idee knüpfte ich jetzt meine recht dringende Bitte. Lösen Sie sich aus Ihren hiesigen Verhältnissen für ein Jahr oder mehr los und schmücken Sie mir meine Villa am Brienzer See mit den Schöpfungen Ihres Pinsels. Die Wahl des Stoffes überlasse ich Ihrer Phantasie und Ihrem Geschmack.“

In das blaße Gesicht war ein freudiger Schimmer getreten. „Frau Baronin, Sie erscheinen einer Rat- und Hilfslosen wie ein Schutzengel,“ stammelte sie. Aber dann erlosch das flüchtige Aufleuchten der Augen schon wieder und machte trüber Enttäuschung Platz.

„So verlockend das Anerbieten ist, ich darf es nicht annehmen, weil ich für andere zu sorgen habe —“ wollte sie einwenden, aber der nächste Vorschlag Ernas, die Mutter möge das Amt einer Kastellanin annehmen, räumte jedes Hindernis fort.

„So verläßt Gott uns nicht ganz und gar!“ rief die Schwergedrückte wie zu neuem Leben erwachend und küßte inbrünstig die Hand Ernas, die sich diesem rührenden Dankessturm durch eiliges Abchiednehmen zu entziehen strebte. Der gedehnte Mann war bei der schnell vorübergehenden Scene übersehen worden, ja fast ganz unbemerkt geblieben. Seine theatralisch tiefe Verbeugung fand nur ein vornehm kühles Kopfnicken, als er die beiden Damen durch den Garten bis an ihren Wagen begleitete und ehrerbietig zur Seite stehen blieb, bis der Diener auf den Hof kletterte und das elegante Coupé von dannen fuhr.

„Wo, wo habe ich dieses Gesicht gesehen? Diese tiefen, dunklen Augen mit dem sonnenwarmen Leuchten darin? Ja, wo nur? Wer das Gesicht einmal gesehen, könnt's doch unmöglich vergessen?“ So zerbrach er sich den Kopf, während er den Gartenweg entlang schritt, und als er zurück ins Zimmer stürzte, fuhr er auf das junge Mädchen mit wahrem Neugiersturm los: „Wer ist sie?“

Edith ging im kleinen Stübchen mit ausgebreiteten Armen auf und ab, wie ein Mensch, dem Flügel gewachsen, nachdem er die Brust von schwerem Druck befreit sieht. Neuerwachte Spannkraft leuchtete von ihrer edlen Stirn, flammte aus den verweinten Augen auf.

Witten im Zimmer blieb sie bei der Frage ihres Oheims stehen.

„Wer sie ist?“ rief sie mit flammender Begeisterung. „Der gute Engel aller Notleidenden, die sie heimlich aufsucht, um ihnen Beizupringen, zart und mitfühlend, wie sie es heute hier gewesen, die Wohlthat unter irgend einem Vorwand versteckend, der die Demütigung des Nehmerrnmissens nimmt. Wer sie ist? Eine Heilige, eine unvergleichliche Frau, vor deren Seelenreinheit selbst die schönste Verleumdung sich vertriehen muß und für die es bei Hoch und Niedrig nur ein Empfinden giebt: die unbegrenzte Verehrung und Bewunderung!“

„Gut gebrüllt, Löwe,“ spottete der alternde Geß und beschaute mit mißbilligendem Interesse das etwas ausgebeulte Knie des karierten Sommerbekleidetes, indem er das Bein streckte und bog. „Abnächst ein neues vertragen, die Saison ist auch schon vorbei,“ war der begleitende Gedanke, als er seine Frage nach dem Namen wiederholte und, wie ein nach Luft schnappender Karpfen, ein paarmal den Mund aufriß und wieder schloß, als er, starr vor Verwunderung, ihr dann nachsprach: „Die Baronin von Wedell-Biersberg — Wedell-Biersberg, sagt du — We-dell . . . ha, ha, ha!“

IV.

In dem weißen, schmiegsamen Wollstoff, der ihre schöne Gestalt so voll zur Geltung brachte, einen großen Strauß frischer Beilchen an der Brust, sah Erna wunderbar mädchenhaft, ja bräutlich aus, als sie abends den Rittmeister von Berge willkommen hieß.

Jedem andern Besucher war heute die Thür verboten, und als Klaus von Berge eiligst ihr entgegenkam und sie ihm mit ihrem süßen Lächeln beide Hände zuspreckte, bedurfte es keiner Worte mehr. Er wußte, sein schöner Glückstraum hatte sich erfüllt, und mit einem Stammeln trunkenen Seligkeit lagen sie einander in den Armen.

„Mein,“ sagte er mit einem unbeschreiblichen Ausdruck stolzen Glückes, nachdem ihre Lippen mit Inbrunst sich gefunden. Der Sturm war damit bei ihm vorüber, das Bewußtsein festen Besitztums gab dem Manne das eigenste Wesen klarer, stolzer Ruhe zurück.

Er führte Erna zu der Gruppe unter den Palmen, setzte sich zu ihr und strich liebestönd über ihre weiße Hand hin, während er ihr seinen fix und fertigen Zukunftsplan entwidelte. Auch der lag als eine vollendete Thatsache da, an der nicht mehr zu rütteln war.

„Wir sind keine Kinder mehr, und der lange Brautstand würde uns durch Berücksichtigung der Formen mancherlei Unbequemlichkeiten auferlegen. Wenn es dir recht ist, lassen wir das Aufgebot, sobald unsere Papiere zur Hand sind, erfolgen, verbinden uns vor ein paar näheren Freunden, als Zeugen, und machen unsere Hochzeitsreise zu meiner alten Mutter, der ich die neue Tochter gleich zuführen möchte.“

Erna nickte mit holder Fügigkeit. Sie fühlte sich recht geborgen unter dem stolzen Schutze dieses ganzen Mannes, aber sie wußte auch, jedes Selbstbestimmungsrecht hatte von

dem Augenblick aufgehört, wo sie sich ihm zu eigen gab. Mit jeder Faser ihres Seins, mit jedem Gedanken würde sie sich ihm unterzuordnen haben. Jede, auch die kleinste Willensfreiheit war ihr genommen. Jede Handlung mußte fortan seine Zensur passieren, und milde war diese nicht. Lebte er doch in erster Linie gegen sich selbst die unerbittliche Strenge, die ihm den Beinamen Cato unter den Kameraden eingetragen.

„D, sie würde diese hohe Gerichtsbarkeit, die über ihrem Leben thronte, nie zu scheuen haben, und in dem Grundzuge ihrer Lebensanschauungen und Charaktereigenschaften bestand doch eine Uebereinstimmung, die sie ja gerade so unüberwindlich zu einander gezogen, daß ein Losreißen unmöglich geworden. „Ich glaube, ich liebe dich mehr, als du mich,“ sprach sie, ihre beredeten Augen lächelnd zu ihm erhebend. „Nichts, nichts, keine Schuld, kein Fehl könnte mich von dir treiben.“

„Daß uns die ganz unmöglichen Voraussetzungen beiseite setzen und nicht mit dem Zollstab unsere gegenseitige Neigung abmessen,“ meinte der praktische Mann. „Heißer, leidenschaftlicher magst du in deinem Lieben sein als ich, wie du überhaupt mehr zum Ueberschwinglichen neigst. Von mehr Tiefe und Kraft aber kann unmöglich ein Gefühl sein, als das meine für dich, das deine Vorzüge allmählich entwickelt haben. Fehler hätten es nie erweckt; ich weiß also nicht, wie es sich solchen gegenüber bewähren würde. Du weißt, ich bin keine Natur, die sich von Augenblickeindrücken hinreißen läßt. Bei mir mußte der geistige Wert die sinnliche Neigung erst abeln, ehe ich dieser das Recht einräumte, mein Leben zu beherrschen.“

„D, der großmächtige Herr!“ scherzte Erna. „Ich muß mich wahrhaftig bei seinem nüchternen Verstande bedanken, daß er ihm erlaubte, sich gnädigst zu mir herabzulassen.“

„Ihr Frauen habt ohne Ausnahme einen Dämon in euch, der euch nicht zum ruhigen Genuß des Errungenen kommen läßt. Habt ihr etwas erreicht, quält ihr euch und uns mit ganz müßigen ‚Wenn und Aber‘, um eure Macht über uns zu erproben. So wie du bist, erfüllst du mir das Ideal des Weibes, meines Weibes,“ wiederholte er innig, „das mich glücklich machen wird, das ich glücklich machen will und werde auf das ich stolz bin und dem ich unverbrüchliche Treue mit jedem Gedanken gelobe, bis —“

Die Thür ward nach diskretem Klopfen geöffnet, und ein Diener reichte auf silberner Platte ein merkwürdig unansehnliches Schreiben dar.

„Ein Mann — Herr,“ verbesserte er sich, „brachte den Brief. Wollte die Frau Baronin selbst sprechen. Ließ sich nur schwer abweisen und sagte sehr dreist, er werde wiederkommen, wenn er bis übermorgen keine Antwort bekomme.“

Erna legte den sonderbaren Brief gleichgiltig auf den Tisch vor sich. „Es wird wieder irgend ein Wittgeuch sein,“ meinte sie seelenruhig.

„Lies nur!“ forderte Klaus sie auf. „Vielleicht hat die Sache Eile, da der Mann so dringlich ward,“ und er nahm das Couvert, zerschchnitt mit seinem Federmeißel den Oberteil, zog das noch unbefundene Briefblatt heraus und überreichte es Erna. Sie überflog es, während er in einer illustrierten Zeitung blätterte, die auf der Tischplatte lag.

Merkwürdig lange Zeit brauchte sie aber, um die wenigen Zeilen zu lesen! Er blickte befremdet von einem herrlichen Studienkopf zu ihr auf, und ihn packte Schrecken bei ihrem entgeistert starren Aussehen, mit dem sie noch immer auf das in ihren Händen fliegende Blatt niederstarrte, als wäre sie von Sinnen.

„Um Gottes willen, was ist dir?“ fragte er entsetzt und wollte den Brief mit ruhiger Selbstverständlichkeit ihr aus der Hand nehmen, um die Ursache ihrer Verstortheit zu erforschen.

Ihre Finger krampften sich förmlich um das Blatt fest. Ihre Stimme, die sie gewaltsam zur Ruhe zwang, gab nur einen heiseren Ton an, als sie mit forciertem Scherz sagte: „Noch hast du kein Recht über mich und meine Briefe.“

Verleßt zog er die Hand zurück. Durch die Gewalt, die sie sich anthat, war das Wort, das neckisch sein sollte, hart und herrlich herausgekommen.

„Allerdings nicht,“ erwiderte er frostig. „Ich wünschte nur an deinen Sorgen und Kümernissen teilzunehmen,“ setzte er kühl hinzu. „Geheimnisse vor mir konnte ich jetzt nicht mehr voraussetzen.“

„Geheimnisse!“ rief Erna, gezwungen auslachend, und dann log sie zum erstenmale in ihrem Leben, log bewußt und beabsichtigt, sie, die sonst so wahrheitsliebende Frau, und erglühete verätherlich. Und auch er wußte, daß sie log, als sie überhaftet hinsprach: „Es sind nicht immer unsere Geheimnisse allein; wir haben auch Rücksichten gegen andere zu nehmen. Wir dürfen den uns Nächststehenden nicht immer preisgeben, was uns andere anvertraut.“

„D, bitte, thu dir nicht den geringsten Zwang an,“ sagte er eiskalten Tones, stand auf und schnallte mit bedächtiger Langsamkeit den Säbel um, den er in eine Ecke gestellt hatte.

Sein Blick ruhte dabei bemerkenswert auf ihr, wie der eines tiefbetriebenen Vaters, der in seinem vergötterten Liebling den ersten Charakterfehler entdeckt, dem er streng entgegenzutreten muß.

Wollte er ihr, als er zögernd nach Mütze und Handschuhen griff, Zeit lassen, sich zu bedenken, einzulassen?

D der Qual, der unbeschreiblichen, ratlosen Angst, da sie sein Auge in drohender Frage auf sich gerichtet fühlte und den Blick vor dem beherrschenden Blick darin gesenkt halten mußte.

Eine Sekunde packte es sie in ungestümem Verlangen, sich auf Gnade und Ungnade an seine Brust zu flüchten, ihre Pein dort auszuschluchzen, ihm alles zu bekennen, die Entscheidung seiner Großmuth, wie seiner Liebe zu überlassen.

Aber nein! Was sie ihm jetzt verbarg, hielt er für harmlose Notklüge, nichts tief in ihr Leben Eingreifendes, nichts, was ihn mit anging. Sie aber fühlte es deutlich: was sie ihm anzuvertrauen hatte, schnitt für immer jedes Band zwischen ihr und diesem übertrieben skrupulösen Mann entzwei.

Nein, nein, sie mußte schweigen.

„Wenn du den Brief lesen willst!“ — ihr Herz schlug ihr in gespannter Erwartung bis zum Halse hinauf, da sie den kühnen Trumpf wagte — „durchaus lesen,“ wiederholte sie, ein bißchen wegwerfend, als bespötte sie innerlich seine Neugier, „so steht er dir zur Verfügung.“

Mit einer stolzen Handbewegung wies er das lässig hingehaltene Schriftstück zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Tiefen der Ozeane.

Von Wilhelm Stof.

Nachdruck verboten.

Vom Altertum bis zur Neuzeit war die unerforschte Tiefe des Meeres mit einem geheimnisvollen Schleier umhüllt, den zu lüften erst der jüngsten Zeit vorbehalten blieb. Der Meerestott mit seinem Gefolge schöngealteter Nereiden mußte den Schrebnissen weichen, welche die Wasser „gnädig bedecken mit Nacht und Grauen“, und auch diese Phantasiegebilde sind vor dem Auge des Forschers zerfallen. Alle Zweige der Naturwissenschaft haben sich zur Beantwortung der das Meer berührenden Fragen vereinigt und eine neue Wissenschaft, die Ozeanographie, begründet. Ihr Ziel ist ein rein wissenschaftliches, deshalb konnte sie bisher auf Förderung im Dienste des praktischen Lebens nicht rechnen. Wie die einzig treibende Kraft in der gesamten Entdeckungsgeschichte der neuen Welt die Sucht nach Gold und Reichthum war, so durchschneiden noch jetzt Tausende von Schiffen den Ozean nur des materiellen Gewinnes wegen. Was unter ihnen das Meer verbar, danach wurde bisher nicht gefragt. Und hätte die fortschreitende Verkehrs-Entwicklung den Menschen nicht nach der Tiefe des Ozeans hinabgetrieben, wir hätten heute noch keine Ahnung von der Fülle neuer Erscheinungen, die sich in den wenigen Jahren unserer Beobachtung enthüllt haben.

Um den Verkehr zwischen der alten und neuen Welt durch Legung eines Kabels zu erleichtern, wurden die ersten Schiffe zur Untersuchung des Meeresbodens ausgesandt. Dies gab den Anstoß zur wissenschaftlichen Erforschung der Meerestiefen, denn gleich die ersten Beobachtungen warfen die bisherige Vorstellung von der Konfiguration des Meeresbodens über den Haufen. Bis vor wenigen Jahren glaubte man, das Relief des Meeresbodens sei, wie das des Festlandes, durch Kettengebirge und Tiefbeinen, durch Berge und Thäler formenreich gestaltet. Statt dessen ergab sich, daß sich die Beden der Ozeane nach kurzem terrassenförmigen Abfall von Erdoberfläche zu Erdoberfläche in einformigen Ebenen ausdehnen, sodaß wir, würde der Boden gelegt, eine Senkung gar nicht bemerken könnten. Allerdings giebt es, besonders in der Nähe der Küsten, unterseeische Plateaux, die wahrscheinlich früher einmal als trockene Länder mit den benachbarten Kontinenten zusammenhängen, aber sie sind selbst so einformig und von so großer Ausdehnung, daß sie nicht im entferntesten mit einem Gebirgszuge auf dem Festlande verglichen werden können. Hier und da zeigen sich schwache Erhebungen, wo durch unterseeische Vulkan Lavamassen emporgehoben oder durch schwimmende Eisberge ungeheure Zeiträume hindurch Moränematerial abgesetzt wurde. Im allgemeinen aber ist der Charakter des Meeresbodens der einer ununterbrochenen, endlosen Ebene.

So auffallend dieser Gegensatz zwischen den Reliefs des Festlandes und des Meeresbodens auf den ersten Blick erscheinen mag, so werden wir ihn doch bei Erwägung der Umstände, welche die Ausgleichung des Bodens bewirken, naturgemäß finden. Woraus besteht denn der Boden der Meere? Jetzt, wo wir mit Hilfe ausgezeichneter Tiefseelote Grundproben aus den tiefsten Tiefen der Ozeane herausgeholt und untersucht können, ist diese Frage un schwer zu beantworten. Auf der gesamten Erdoberfläche sind fortwährend Kräfte thätig, deren Tendenz dahin geht, alle Niveauunterschiede auf der Erde auszugleichen, Berge abzutragen und Meere auszufüllen. Wind und Wasser arbeiten seit Leonen an diesem Werke. Jahraus werden von den Flüssen ganz gewaltige Erdmassen in die Meere geführt, die Winde tragen Staub, Sand und vulkanische Asche aus weiter Ferne hinzu, das Meer selbst nagt an den Küsten Felsen auf Felsen ab, welche an den Brandungswellen zerbricht und dann von den Meeresströmungen in den weiten Ozean hinausgetrieben werden. Die Passatwinde tragen den Wüstenstaub der Sahara bis weit über die Mitte des Atlantischen Ozeans hinaus und die Monjune des indischen Meeres bedecken dasselbe mit afrikanischen und asiatischen Staubmassen. Ehemalige und jegige Gletscher führen ganze Berge von Schutt in das Meer hinab, die daselbst in gleicher Weise verarbeitet und fortgetragen werden. In Zeiträumen, mit denen verglichen die Geschichte der Menschheit nur eine kurze Spanne Zeit ist, haben sich all diese Massen auf dem Boden der Ozeane ausgebreitet und dessen Unebenheiten ausgefüllt.

Zu dieser ausgleichenden Arbeit der unorganischen Kräfte des Wassers und Windes gesellt sich die organische Welt. Und zwar sind es gerade die niedrigsten und kleinsten Lebewesen, deren Thätigkeit, indem sich Milliarden von Milliarden zu gemeinsamer Arbeit vereinen, zu einem erstaunlichen Endeffekt sich summiert. In der Nähe der Küsten oder auf vulkanischen Erhebungen bauen die Korallentiere Riffe und Inseln empor, die Brandungswellen reißen davon Stücke los und zerreiben sie zu Pulver, das die Strömungen in das Meer hinaustragen, wo es sich als weißlicher Kalkschlamm niederschlägt. An der tiefsten Stelle des Atlantischen Ozeans, in der 8340 Meter tiefen Virginientiefe und im ganzen Stillen Ozean, der Hauptarbeitsstätte der Korallen, ist solcher Schlamm ausgebreitet. Der Wirkungskreis der Korallentiere ist jedoch beschränkt. An der Erzeugung der Sedimente in den Witten der Ozeane arbeiten zumeist mikroskopische kleine pflanzliche und tierische Organismen, welche die durch Ströme in das Meer beförderten und vom Wasser aufgelösten Massen von Kieselsäure und Kalk in feste Formen zurückverwandeln. Einzellige Algen, Diatomeen genannt, deren Kieselpanzer sich zu dichten Schlammmassen aufbauen, Vertreter der niedrigsten Tierformen, die Radiolarien und Globigerinen, deren Kalk- und Kieselgerüste nach ihrem Tode niederfallen und sich aufhäufen, bevölkern in einer sich jeder Vorstellung entziehenden Anzahl die Tiefsee. Der weißgraue, oft grünlich bis rötlich gefärbte Schlamm auf den über 3000 Meter tiefen Plateaux in der Mitte der Ozeane ist durch solche Tiere gebildet. Kalk- oder Kieselchlamm. In noch größeren Tiefen wird derselbe mehr und mehr von einem rotbraunen Tiefseethon verdrängt, wahrscheinlich weil der Kalk der Schalen durch die in größerer Tiefe reichlicher vorhandene Kohlensäure wieder aufgelöst wird, bevor sie zu Boden fallen können.

Außer diesen Vertretern der niedrigsten Tierwelt birgt das Meer in seinem Schoße einen Reichthum von Arten und Individuen, wie er auf dem Festlande nicht seinesgleichen findet. Auf der Oberfläche der Erde ist die Bedingung alles organischen Lebens Licht und Wärme. Sind diese auch in der Tiefe der Ozeane vorhanden? Von einer Lichtfülle, wie sie uns die Sonne spendet, kann hier nicht mehr die Rede sein. Das

Sonnenlicht dringt nicht tiefer als hundert Meter in das Wasser ein, und die mittlere Tiefe der Ozeane beträgt 4000, die Tiefe einzelner Beden sogar mehr als 8000 Meter! Ewige, undurchdringliche Finsternis muß hier walten, wenn nicht andere Lichtquellen dem Schoße des Meeres selbst entspringen. In der That herrscht in diesen schauerlichen Tiefen keine absolute Finsternis. Die Pflanzen und Tiere sind es selbst, welche durch phosphoreszierende Organe für eine Art Beleuchtung sorgen. Teils sind es lebendige Lichtträger, teils organische Fasern und Membranen, welche das Leuchten des Meeres verursachen. Krustaceen und Meerwürmer, einige Salpen, Seeferne, Seerose und Polypen, besonders aber Massen von Leuchtinfusorien sind es, welche die unterseeische Nacht erhellen. Ueber hundert Arten von Seeetieren sind bekannt, welche während ihrer Lebenszeit das Meerestleuchten hervorbringen.

Auch die Wärmeverteilung ist in den Meeren eine ganz andere, als auf der Erdoberfläche. Ein fortwährender Ausgleich zwischen dem Wasser der Polarmeere und dem unter wärmeren Zonen gelegenen hat eine nahezu gleiche Bodentemperatur aller Ozeane zur Folge, die nur wenig um den Gefrierpunkt herum schwankt, gleichgiltig, ob die Oberfläche des Meeres unter der Sonnenglut des Äquators verdunstet oder von der ewigen Eisedecke der äußersten Polarmeere bedeckt ist. Schon in einer Tiefe von 1000 Meter ist in allen Zonen die Temperatur nahezu konstant 4° bis 5° C., in einer Tiefe von 4000 Meter bis zum Boden herrschen Temperaturen von 1° C. und weniger.

Wir sehen, der Einformigkeit des Bodenreliefs entspricht eine Einformigkeit der Licht- und Wärmeverhältnisse. Und doch vermögen hier organische Wesen zu leben und sich in ungeheurer großer Zahl fortzupflanzen. Das erscheint nur verständlich, wenn wir bedenken, daß nicht das Meer dieser Tiere wegen geschaffen worden ist, sondern daß sich erst in dem vorhandenen Meere allmählich eine eigenartige Tierwelt entwickelt hat. Das Meer war das erste, die Tiere, welche es bewohnen, haben sich demselben durch allmähliche Entwicklung von Generation zu Generation angepaßt, und zwar nicht nur den absonderlichen Licht- und Wärmeverhältnissen, sondern auch der chemischen Beschaffenheit des Meerwassers und besonders dem mit der Tiefe ganz gewaltig zunehmenden Drucke der Wassersichten. In einer Tiefe von 8000 Meter übt das Wasser auf alle Körper einen Druck aus, der siebenhundertmal so groß ist, als der Druck der Atmosphäre auf der Oberfläche, d. h. jeder Quadratmeter hat einen Druck von sieben Millionen Kilogramm zu ertragen!

Je nach der Tiefe des bevorzugten Reviers haben die Tiere bald gut entwickelte, bald unvollkommene Sehorgane, oft fehlen diese ganz. Bald haben sie eine große Fähigkeit, sich fortzubewegen, bald sind die Bewegungsapparate nur schwach entwickelt. Je tiefer die Wohnstätten, um so formen- und farbenärmer, um so geringer die Anzahl der Arten und Individuen. In geringerer Tiefe tummeln sich Seemadeln und Seepferdchen, Schnecken und langschwänzige Krebse bedecken den Boden, Seeferne und Schlangensterne bevölkern die Algenwälder, Polypenstöcke und Seeanemonen schaffen eine Farbenpracht, wie sie die Tierwelt kaum noch einmal aufzuweisen hat. Tiefer hinab finden wir die eigentliche Heimstätte buntfarbiger Grundfische, zahlreicher Schwämme, Würmer und Krebse. In tieferen Regionen geht die Färbung der Tiere mehr und mehr in eintöniges Grau oder Schwarz über. Erwähnen wir nur kurz die Welt der Milliarden von Urtieren, die farben- und formenreiche Fülle der Tiefseeschwämme, die Kolonien der Polypen und Quallen, die Stachelhäuter, welche als See-Zegel, Seeferne und Seeilien bis zu einer Tiefe von 5000 Meter den Boden bedecken. Von den höher organisierten Tieren seien nur die Krebse, welche in allen Ozeanen, unter den Tropen und nahe an den Polen, an den Küsten und in den tiefsten Tiefen in den wunderbarsten Formen heimisch sind, genannt. Kleine rote Muschelkrebse, die täglich sich milliardenweise vermehren und milliardenweise zu Grunde gehen, bevölkern die Meere und verleihen ihnen oft eine intensive Färbung, wie dem kalifornischen Purpurmeer, das ihnen seinen Namen verdankt. Häßlich geformte Affeln, Muscheln und Schnecken, Bauchfüßer und Kopffüßer in abnormer Größe gehören zu den Bewohnern der Tiefsee. Nicht minder reich an sonderbaren Formen ist die große Welt der Fische. In unennbar großer Zahl beherrschen sie die obersten und tiefsten Regionen der Meere, silberweiß und in allen Farben glänzend, je höher ihr Gebiet, violett, dunkelbraun und tiefschwarz gefärbt, je tiefer dasselbe ist. Dem einen dienen Leuchtorgane als Laternen oder zum Anlocken der Beute, dem andern erregen lange dünne Fäden als empfindsame Sondierungswerkzeuge das Sehen. In ihrer äußeren Gestalt weichen sie durch groteske, oft wahre Monstren bildende Formen von den uns bisher bekannten Fischgestalten ab. Geschöpfe mit unverhältnismäßig großem Kopf und Maul, furchtbaren Zähnen, didem Leib und dünnem Schwanz oder dünnem Leib und einem nur aus einem gewaltigen zahnlosen Maul bestehenden Kopfe hat hier die Natur gebildet. Der Kampf ums Dasein hat solche Wesen geschaffen. Mehr noch, als das Leben auf dem Festlande, wo die Natur durch Entfaltung einer üppigen Pflanzenvegetation für reichlichen Nahrungsstoff sorgt, ist das Leben in der Tiefsee ein Kampf um das Dasein. Der Stärkere frißt den Schwächeren, das ist die gewaltsame Lösung der sozialen Frage auch in der Tiefe der Ozeane. Wie es aber auf dem Festlande trotz dieses ewigen Kampfes im Pflanzen- und Tierreiche nicht an Beispielen treuer Freundschaft und gegenseitiger Hilfe fehlt, so auch in der Tiefe des Meeres.

Der Einsiedler- oder Bernhardt-Krebs z. B. siebelt sich in leeren Schnecken- oder Muschelshalen an, indem er den weichen Hinterleib in einer solchen verbirgt und nur Kopf und Scheren herausstreckt; mit solchen Einsiedlerkreben pflegen gewisse Alumentiere eine innige Freundschaft zu schließen. Sie setzen sich an der Deffnung der Schnecken- oder Muschelshale fest und lassen sich von dem Krebse in neue Nahrungsgebiete tragen, die sie selbst wegen mangelhafter Bewegungsfähigkeit nicht aufsuchen können. Dafür schützen sie den Krebs mit ihren überaus zahlreichen brennenden Reißzahn vor Angriffen anderer Krebsarten und Raubfische. Von der zoologischen Veranschaulichung in Neapel wird berichtet, daß, als man einen solchen Einsiedlerkrebs von seiner Genosin trennte und die Schale verstopfte, der Krebs sich eine neue Schale suchte, mit dieser zu der früheren Genosin hinkroch, sie mit Scheren und Füßen betastete, sie loszulösen suchte und nicht eher ruhte, als bis auch sie auf die neue Schnecken- oder Muschelshale übersiedelte.

Dämmerstunde.

Von Gustav Dahms.

Nachdruck verboten.

Wie früh es heute dunkelt! murmelt die ehrwürdige Matrone, die am Fenster eines kleinen sauberen Gemaches vor ihrem Arbeitstische saß, und ließ das seine Strickzeug in den Schoß fallen, mit der Hand einen Augenblick die angegriffenen Augen bedeckend. Es waren ein Paar feingemusterte durchbrochene Kinderstrümpfe, an denen die Greisin gearbeitet hatte. Die Schatten der Dämmerung hüllten das trauliche Zimmer bald darauf in Dunkelheit, und nur das Licht einer Straßenlaterne fiel durch die klaren Scheiben des Fensters, daselbe an der Decke in langgestreckter Form abzeichnend. Die alte Frau legte das Strickzeug in das Arbeitskörbchen, lehnte den Kopf in die Polster ihres Sessels und ließ, halb träumend, ihre Gedanken in glücklichere Vergangenheit zurückschweifen.

Wie heute, so stand schon in ihrer frühesten Kindheit das zierliche Arbeitskörbchen auf dem Nähtisch vor ihr. Das hatte ihr das gute Mütterchen geschenkt, als sie die ersten Strickversuche machte. Und beim sinnenden Anblick dieses verblichenen Zeugen vergangener Tage sah sie sich wieder zu Füßen ihrer Mutter sitzen, ein Strickzeug in der Hand, das von vielen roten Fäden, in immer größeren Entfernungen eingestrickt, durchzogen war, sichtbaren Beweisen der täglich zunehmenden Fortschritte ihrer Fertigkeit, wie ihrer mühsamen Arbeit. Es war ihr, als hörte sie sich selbst rufen, frohlockend, fast jauchzend: „Nur noch eine Reihe und ich bin fertig!“ Und dann, wie rasch hatte sie das Strickzeug zusammengelegt, sich auf Mütterchens Schoß geschwungen und andächtig den herrlichen Märchen gelauscht, die auf der ganzen Welt doch niemand so schön zu erzählen verstand, wie ihre sanfte, liebe Mutter. Und wenn endlich Mütterchen ermüdet schwieg, dann hatte sie das Köpfchen zärtlich an die treue Brust gelegt, um bald darauf in sanften Schlaf zu versinken. Nur bei der Berührung eines bärtigen Lippenpaares, das in sanftem Ruß ihre Augen und Wangen streifte, erwachte sie wohl noch einmal. Ach, diese väterlichen Küsse erweckten in ihrem kleinen Herzen die innigste Liebe. Schwer hob sie die müden Arme empor, legte sie um des Vaters Hals und flüsterte mit schläfriger Stimme: „Gute Nacht, Papachen!“

Zwei Jahrzehnte waren darauf ins Meer der Ewigkeit geraucht, das Arbeitskörbchen stand noch auf derselben Stelle vor ihr, doch die Schützer ihrer Kindheit, die heiligsten Eltern, waren nicht mehr da! In dem Körbchen aber lag der silberne Fingerhut, den sie als junge Frau von ihrem Gatten zum Geburtstag erhalten hatte. Auch damals war der Sitz am Fenster ihr Lieblingsplatz geblieben; hier hielt sie in der Dämmerstunde ihren blonden kleinen Knaben auf dem Schoß und übertraf das artige Kind bald mit einem neuen Bilderbogen, bald mit einer Schachtel Zinnsoldaten oder einem anderen Geschenk. Der gute Papa versuchte dann wohl ein mißbilligendes Gesicht zu machen, und schalt, daß Mama den großen Jungen verwöhne. Doch auch er hob den Knaben oft genug selbst auf seinen Schoß, ließ ihn in seinen Tischen nach einem verborgenen Geschenk suchen und erzählte ihm herrliche lange Geschichten, schöne wahre Geschichten von tapferen Rittern und großen Kriegshelden. Pappas Erzählungen waren natürlich viel interessanter als Mamas Märchen vom Aschenbrödel, Rotkäppchen und Schneewittchen. Glückselig hatte sie dann dem zugeschaut. Sie hätte sich nicht Rechenhaft darüber ablegen können, wenn sie inniger liebte, ihren Gatten oder ihren prächtigen Knaben.

Die Jahre vergingen. Wie stolz schlug ihr Herz, als ihr Sohn nach abgelegter Staatsprüfung ins Zimmer stürzte, sie in seine starken Arme schloß und ihr die Freudenbotschaft: „Bestanden! Mit Glanz bestanden!“ zujubelte! Ach, es war ein selbiger Tag! Auch die liebliche Tochter, die ihr der Sohn dann einige Jahre darauf zuführte, schien ihrem Herzen wie ein eigenes Kind zu sein. Und so war ihr Leben bis hierher eitel Glück und Sonnenschein gewesen!

Da auf einmal zogen sich finstere Wolken über ihrem Haupte zusammen, die Stürme des Lebens rüttelten an ihrem Glück, bis es unter den wuchtigen Schlägen des unerbittlichen Schicksals zusammenbrach. In Verlauf weniger Jahre stand sie an der Bahre des Gatten, des Sohnes und der Schwiegertochter! — Sie hatte es lange nicht zu fassen vermocht, daß nun alles Glück versunken und für immer dahin sei! Welche Tage, Wochen, Monde des tiefsten Jammers seelengrüttender Schmerzen! Als einziger Trost war ihr die kleine Enkelin Frida geblieben, und in der werthätigen, hingebenden Liebe zu dem Kinde, dessen einziger Halt und liebende Stütze sie war, fand sie endlich Linderung ihres tiefen Seelenleidens.

Das süße Kind! — Wie reizend hatte sie heute in ihrem neuen Plüschmäntelchen und dem pelzbesetzten Barett ausgesehen, als nach dem Kaffee ihre Freundin Helene sie zum Schlittschuhlaufen abholte. „Jetzt muß sie bald zurückkehren“, dachte die Greisin, lehnte sich in den Sessel zurück und schloß in sanfter Ermattung die Augen. Es war nach und nach ganz dunkel im Zimmer geworden, und tiefste Stille herrschte ringsum, nur das monotone Ticken der Wanduhr dauerte leise fort.

Doch, was ist das! Ein Geräusch wird auf der Treppe hörbar. Schwere Männertritte, nicht Fridas schneller, leichter Gang. Jetzt klingelt es. Das Mädchen öffnet. Da horcht unterdrücktes Schluchzen dringt an ihr Ohr, und man scheint einen schweren Gegenstand hereinzuschleppen. „Mein Gott!“ hört sie das Mädchen rufen. Sie will hinauslaufen, doch die Kräfte vertragen ihr, sie vermag nicht sich zu erheben. Da wird die Thür schon geöffnet, und auf einer Bahre sieht sie ihr totes Enkelkind. „Frida!“ schreit sie laut auf und bricht zusammen. — „Da bin ich, Großmama!“ sagt eine helle Kinderstimme, und ein weicher Arm legt sich auf ihre Schulter. „Was ist dir, Großmama? Du wärst ja beinahe vom Stuhl gefallen!“ „Mein Liebling! Mein Herzblatt!“ ruft die Greisin selig aus und drückt das Kind in unaussprechlicher Liebe an ihr Herz. So hab' ich dich wieder — lebend — mich täuschte ein schreckliches Geräusch, das durch meinen Traum zog — ein Schließen und Ziehen auf dem Korridor —

Die Kleine lacht hell auf und zieht ihre Freundin aus der Dunkelheit an den Stuhl der Großmutter heran. „Hier ist die Uebelthäterin, sie wollte nicht mit hereinkommen, genierte sich, da zog ich sie —“

Die Matrone senkt tief erleichtert aus froher Brust auf: „Gott sei gelobt, daß es nur ein Traum war!“



Lachende Skizze von Karl Becker.

Eine interessante Bekanntschaft.

Erzählung von Olga Wohlbrück.

Nachdruck verboten.

Morgen noch ein Diner bei Excellenz von Gerden und die Saison ist geschlossen," sagte die schöne Baronin Klothilde von Walden gähnend zu ihrem Gatten, indem sie sich erschöpft in die Ecke des eleganten Coupés drückte, das sie von einem großen Halle nach Hause führte.

"Du scheinst ja gar nicht so ungehalten darüber," meinte der Baron, "und das wundert mich, denn ich hatte die Empfindung, als unterhieltest du dich stets prächtig."

"Wie man's nimmt," antwortete Klothilde und zuckte leicht mit den Achseln.

Der Baron zog seine Augenbrauen verwundert in die Höhe, streifte die Asche seiner glimmenden Cigarre in den unter dem Wagenfenster angebrachten Metallbehälter und schüttelte den Kopf; aber er hielt es für überflüssig zu antworten, denn er war es gewöhnt, seine Frau nach jedem scheinbar heiter verbrachten Abend über erlittene Längeweile Klagen zu hören. Er fand dies um so merkwürdiger, als er seine Frau, deren Wunsch es war, mit geistig bedeutenden Elementen zu verkehren, in Kreise eingeführt, die eine Menge interessanter Erscheinungen aufzuweisen hatten: Künstler, Schriftsteller, Gelehrte, kurz Leute, die man keineswegs zu den Duzendmenschen zählt.

Klothilde, seit fünf Jahren verheiratet, besaß sich in der ersten Zeit ganz naiv an den Huldigungen, die ihrer allerdings auffallenden Schönheit dargebracht wurden. Nach und nach lächelte sie nur noch über die Geständnisse, welche, fast alle in dieselbe Form gekleidet, gleich banal oder geschmacklos waren; endlich aber wurde sie der sich ewig gleichbleibenden Triumphe, die nur ihre Eitelkeit, nicht aber ihren Geist befriedigten, so müde, daß sie beschloß, ihrem geselligen Verkehr eine gänzlich andere Richtung zu geben. Von nun an wollte sie nicht mehr sich selbst der Gesellschaft als Mittelpunkt aufdrängen, sondern sich darauf beschränken, ihre Aufmerksamkeit auf Persönlichkeiten zu lenken, die durch ihre geistige Bedeutung eine hervorragende Stellung im Leben einnahmen. Mit einem Wort, der Sport, den sie fortan betrieb, war: die Jagd nach interessanten Menschen.

Unfähig hielt sie alle berühmten Menschen für interessant; sie wußte noch nicht, daß eine bekannte, hervorragende, ja sogar gefeierte Persönlichkeit als Individualität nicht immer interessant zu sein braucht. — Macht doch den Menschen im Verkehr weder seine Stellung noch sein Wissen oder Können an und für sich interessant, sondern seine Art, sich zu geben, und seine ganz individuelle Fähigkeit, Erlebtes oder Erlerntes in fesselnder Weise zu veranschaulichen! Sie wurde sich erst viel später klar, daß man berühmte Menschen sehr oft ohne großen Nachteil durch bestimmte Bücher, Bildwerke oder Noten ersetzen kann.

Nachdem sie die erste heilige Scheu vor dem Glorienschein der Berühmtheit überwunden hatte, wunderte sie sich, daß sich die Celebritäten im Verkehr so gar nicht von den gewöhnlichen Sterblichen unterschieden. Vor allem machten ihr die jüngeren, ja selbst die älteren dieser Herren fast in derselben Weise den Hof, wie ihre früheren uninteressanten Verehrer. Freilich erhielt das trivialste Kompliment auf den Lippen dieser bedeutenden Männer den Stempel des Eigenartigen, Originellen, aber was Klothilde von ihnen erwartete, war ja geistige Anregung; deshalb verkehrte sie ja fast ausschließlich mit „interessanten“ Leuten.

Sie vergaß eben, daß, je jünger und schöner eine Frau, desto einförmiger der Verkehrston, den man ihr gegenüber anspricht. Sie vergaß auch, daß berühmte Männer sich in Gesellschaft gern incognito bewegen und meist herzlich froh sind, sich wie gewöhnliche Sterbliche recht und schlecht amüsieren zu können. Sie vergaß, daß man mit einem gebildeten Künstler in der Gesellschaft selten von seiner Kunst, mit dem Gelehrten niemals von seiner Wissenschaft reden darf. Manchmal traf es sich ja auch, daß sie mit jemandem in ein langes, fesselndes Gespräch geriet und sich dann freute, demselben in dem oder jenem Hause wieder zu begegnen; sie bildete sich förmlich für die nächste Unterhaltung, und wenn endlich der ersehnte Tag kam, dann traf es sich oft, daß „er“ abgefragt hatte, oder daß man „ihn“ während des Soupers an das andere Ende der Tafel gesetzt, so daß sie während des ganzen Abends kaum dazu kam, zwei Worte mit ihm zu wechseln, und die interessant angebahnte Bekanntschaft daher im Sande verlief. Sie empfand dabei die Enttäuschung eines litterarischen Gourmands, der einen hübsch angelegten Stoff vom Autor geistlos behandelt sieht und so um den vollstündigen Schlußaccord oder die graziose Pointe kommt.

Der Abend, an welchem das Waldensche Ehepaar aus seiner vorletzten Soiree nach Hause fuhr, hatte eben eine solche Enttäuschung geboten.

„Waren die Kinder brav, ruhig?“ fragte der Baron das Kammermädchen, welches eben Klothilden das Spizentuch vom Kopf nahm, während der Diener bereits die schwere Lampe in der Hand hielt, um den Herrschaften durch die Flucht dunkler Zimmer voran in das Schlafgemach zu leuchten.

Das Kammermädchen nickte; jawohl, in dem Kinderzimmer wäre alles still gewesen.

Klothilde besaß zwei Kinder: einen Knaben von drei Jahren und ein kleines Mädchen von acht Monaten. Sie hatte ihre Kinder recht lieb und war auch um ihr Wohlergehen besorgt. Das kleine Mädchen hatte eine verlässliche Amme, der Knabe eine vortreffliche Bonne supérieure. Klothilde freute sich, daß Paul schon „bonjour maman“ sagen konnte; sie nahm ihn öfters auf ihren Schoß, dann nannte sie ihn „mein Liebling“ und schickte ihn bald zurück ins Kinderzimmer, weil es nicht gut ist, „daß ein Kind lange bei den Erwachsenen bleibt.“ Daß die Bonne auch eine Erwachsene, bedachte sie nicht. Im übrigen sorgte sie für rationelle Nahrung, zweckmäßige Kleidung und Bewegung in der frischen Luft. Sie besaß eine Menge wissenschaftlicher und hygienischer Werke, in welchen sie gewissenhaft studierte, um jedem unvorhergesehenen Fall in der leiblichen Entwicklung des Kindes gewachsen zu sein. Jede Woche kam ein bedeutender Kinderarzt, und sie ließ sich von ihm jede Kleinigkeit berichten und erklären. Auch der Charakter des Kindes unterlag einer systematischen Behandlung; zu dem Zwecke blätterte sie wieder in pädagogischen Büchern, deren rotangefrischene Stellen sie dann der Bonne supérieure zu lesen gab mit der Weisung, den Knaben ja „nach dem Buche“

zu erziehen. Jeden Morgen trat sie ins Kinderzimmer und sah nach, ob alles in Ordnung, die Temperatur des Zimmers den richtigen Wärmegrad aufweise, der Knabe gut aussehe u. s. w. Manchmal fragte sie ihn wohl, was er am Tage vorher getrieben, womit er gespielt — aber schon nach den ersten Sätzen erinnerte sie sich, daß sie noch eine Broschüre auslesen müsse, bevor der Verfasser zu ihr käme, oder daß sie noch einen wichtigen Brief zu schreiben habe, und so unterbrach sie denn das kindliche Geschwätz mit einem herzlichen Klaps auf die Wange des Kleinen und den Worten: „Jetzt mußt du aber bald sprechen wie ein großer Mann, nicht wie ein kleines Kind, sonst wird dein Schwesterchen bald besser reden als du!“ — Und zum Fräulein gewendet meinte sie: „Sch bitte, Fräulein, lassen Sie Paul nicht undeutlich und unkorrekt sprechen, das rächt sich später!“

Klothilde war eben eine moderne Frau, die kein Verständnis besaß für das süße Kauderwelsch aus Kindermund.

Um wie viel weniger verstand sie das Ballen ihrer kleinen Dagmar!

Sie gestand es oft selbst lächelnd zu und meinte zu ihrer Entschuldigung: „Kleine Kinder sind unästhetisch!“

Baron von Walden konnte seiner Frau niemals den Vorwurf machen, sie vernachlässige ihre Kinder; denn Klothilde hätte seine bloß auf einer dunklen Empfindung beruhenden Klagen mit Thatfachen widerlegt. Und doch beschlich ihn öfter die Befürchtung, nicht daß Klothilde ihre Kinder nicht liebe, sondern daß sie sie nicht liebe, wie man sie lieben muß. Er sah es an der Objektivität ihrer Urteile, an der Ruhe und Gelassenheit, mit welcher sie über die Kinder sprach. Nicht als ob er jene oft ans Komische grenzende Affenliebe verblendeter Mütter gewünscht hätte — dazu war er selbst ein zu klar denkender Mann; er vermied bloß jenen kleinen Grad der Exaltation, der eine zärtliche Mutterliebe von einer vernünftigen Mutterliebe unterscheidet. Und zärtlich war Klothilde als Mutter durchaus nicht — vielleicht bloß, weil sie sich nicht die Zeit dazu nahm, oder weil Klothilde modern überbildet, blasirt und überspannt, noch nicht daran gedacht, ihr Glück wurzeln zu lassen, wo allein es sich segensreich für eine Frau zu entwickeln vermag: im Gemütsleben.

„Du kennst unsere ‚Affern‘ gar nicht,“ meinte der Baron einmal.

Der Baron war ein Bayer und gebrauchte, besonders in Bezug auf die Kinder, das weichere süddeutsche Idiom.

Klothilde rügte dies öfters und behauptete, er verderbe die Sprache des kleinen Paul durch die Verstümmelung der Worte; der Baron aber schüttelte den Kopf und meinte: das stramme Norddeutsch sei zu hart für ein zartes Kinderohr, die süddeutsche Mundart jedoch für Kinder wie geschaffen, jedes Wort werde durch sein Diminutiv dem Kinde gleichsam näher gebracht, und jeder Name ein Koselaut. Ein Kind aber müsse Zärtlichkeit herausfühlen aus jedem Ton.

* * *

„Ah, endlich ein Brief von Cousine Dagmar!“ rief Klothilde, als der Bediente ihr auf dem silbernen Tablett einen Brief überreichte, der einen österreichischen Poststempel trug. Das Ehepaar saß gerade im Erker des Arbeitszimmers und schlürfte behaglich den schwarzen Kaffee.

„Das ist reizend!“ rief Klothilde, als sie die knappen Zeilen eilig überflog. „Cousine Dagmar ladet mich auf ein paar Wochen zu sich, auf ihre Villa an der Donau. Sie verspricht mir die auserlesenste Gesellschaft, sogar Professor Norden aus Wien hat seinen Besuch zugesagt! Du kannst dir nicht vorstellen, wie sehr ich mich auf diese neueste Berühmtheit, diese interessante Bekanntschaft freue!“

Der Baron las nun ebenfalls den Brief, den ihm Klothilde reichte.

„Was mich dabei freut, ist, daß deine Cousine an ihr kleines Patchen gedacht hat und dasselbe mit einladet,“ sagte er ruhig.

„Ja, ja, das ist sehr nett, aber glaubst du nicht, daß es für unsere Dagmar besser wäre, sie bliebe hier? Wozu die Kleine den Strapazen einer großen Reise aussetzen?“ bemerkte Klothilde unmutig.

Die lange Fahrt mit einem kleinen Kinde hatte nichts Verlockendes für sie.

„Besser ist für Dagmar nur, wenn sie in der Nähe ihrer Mutter bleibt!“ erwiderte der Baron entschieden.

Klothilde seufzte auf, fügte sich aber — wenn auch widerstrebend — dem Willen ihres Gatten.

Eine Nachtreise mit Amme und Kind — sie stellte sich das fürchterlich vor.

* * *

„Behüt' dich Gott, mein Affern!“ sagte der Baron am nächsten Tage zu der kleinen Dagmar, die im weißen, mit reicher Stickerei verzierten Piquétragmantel auf dem Schoße ihrer Amme in der Fensterecke eines Coupés erster Klasse saß und aufmerksam, fast als verstünde sie es, durch die schmale Fensterscheibe auf das Getriebe des Bahnsteigs schaute.

Der kleine Paul, welcher, von seiner Bonne begleitet, mitgenommen war, um Mama und Schwesterchen „Adieu“ zu sagen, stand noch mit Klothilde draußen und ließ nicht ab mit Fragen, ob es weit hin nach Wien, so weit wie nach Amerika, ob man dort „Affern“ sage wie Papa oder „Affen“ wie Mama u. s. w.

Klothilde hörte kaum auf dies alles und gab der Bonne die letzten Weisungen, während sie Paul, ohne auf seine Fragen zu achten, zerstreut und willkürlich bald „ja“ bald „nein“ antwortete, so daß er, irreführt, ganz eigentümliche Begriffe von Wien bekommen mußte.

Endlich ertönte das letzte Zeichen. Klothilde küßte Paul herzlich auf die Stirn, umarmte ihren Gatten und setzte sich der Amme gegenüber in die andere Fensterecke.

„Telegraphiere, sobald du in Wien ankommst, wie es der Kleinen geht.“

Klothilde nickte. Der Baron reichte seiner Frau nochmals die Hand zum offenen Fenster herein, und Paul hielt das blendend weiße Taschentuch feierlich an einem Zipfel fest, um winken zu können, „wenn die Maschine mit der Mama wegläuft.“

Da plötzlich sieht sich die junge Frau im Coupé um.

„Wo ist denn mein Buch?“ fragt sie. Ihr Mann macht ein verlegenes Gesicht.

„Mein wie kannst du so vergeßlich sein!“ ruft Klothilde und will schon aus dem Coupé steigen, um geschwind noch den einen oder andern Band auf dem Bahnsteig zu kaufen; da erschallt aber das dritte Zeichen, und einige Sekunden darauf setzt sich der Zug in Bewegung.

Klothilde ist wieder so ärgerlich, daß sie kaum bemerkt, wie Paul, ganz verduzt über das Pusten und Schnauben der Maschine, das einstudierte Winken mit dem Taschentuch vergißt und wie krampfhaft ihr Mann die eine Hand auf die Tasche seines Überziehers legt, welche die von ihm absichtlich zurückbehaltene Reizelektüre birgt.

„Sie mag lieber in lebendigen als in toten Büchern lesen!“ meint der Baron, an sein kleinstes „Affern“ denkend, und schreitet mit Paul und dessen Bonne vergnügt heimwärts.

Die kleine Dagmar ist anfänglich über das ungewohnte Geräusch und Gerüthel sehr erschrocken und verzieht das kleine Mäulchen zum Weinen.

„Nun, das kann ja nett werden!“ denkt Klothilde und schließt die Augen. Sie möchte gern etwas schlafen, aber die Sonne scheint so grell durch die Fenster, und so läßt sie denn die grünen Vorhänge herunter. Die Kleine hört zu weinen, auf und hascht mit den Händchen nach dem flatternden Stoff.

„Sie greift schon?“ fragt Klothilde.

„Ach, seit lange!“ antwortet die Amme und wundert sich im stillen, daß die Gnädige das nicht selbst längst bemerkt.

Klothilde amüsiert dieses Haschen, und sie tippt mit den Fingern leicht auf Dagmars Wange. Die Kleine dreht das Köpfchen, und ihr Blick bleibt auf der großen, altsilbernen Brosche haften, welche den Stehkragen des mausegrauen englischen Reizekleides Klothildens zusammenhält. Dann streckt sie das Aermchen empor; augenscheinlich möchte sie die Brosche gern in Händen haben. Klothilde bückt sich; währenddessen hat aber das Kind mit großer Geschwindigkeit die zwei geballten Händchen an den Mund gelegt und drückt nun ihre zwei unteren Zähne in das zarte Fleisch ihrer Faustchen, die sie gleich darauf der Mama ganz naß und glänzend entgegenstreckt. Klothilde schnellt in die Höhe, ist für den Moment wieder ziemlich degoutiert von ihrem Töchterchen und begiebt sich zurück in ihre Ecke. Die Hitze wird unterdessen immer unerträglicher.

„Sie können es sich etwas bequem machen!“ ruft die junge Frau der Amme zu und schließt nun die Augen mit dem festen Vorsatz, sie erst nach einem stündlichen Schlaf zu öffnen. Bis dahin ergeht sie sich in allerlei Vorstellungen über ihren Besuch bei Cousine Dagmar. Allerdings nimmt die Cousine selbst den geringsten Teil ihrer Gedanken in Anspruch, vielmehr besaßen sich dieselben mit deren interessanter Umgebung, besonders mit Professor Norden, den kennen zu lernen ihr sehnlichster Wunsch seit Jahren ist. Sie malt sich die reizenden Stunden und Tage aus, die sie in seiner anregenden Gesellschaft verbringen wird, Tage der reizvollsten Intimität, begünstigt durch den zwanglosen Verkehr auf dem Lande und die Vermittelung einer alten Freundin und nahen Verwandten.

Allerdings werden diese Tage nur allzu rasch vergehen; selbst im besten Fall kann der Professor nicht länger als acht Tage bleiben — und dann? Dann wird sie sagen können: „Professor Norden? Ach, den kenne ich sehr gut! Er ist ein unermüdlicher Fußgänger, steht sehr früh auf, trinkt niemals Wein, pflegt beim schlechtesten Wetter ohne Regenschirm auszugehen“ und dergleichen mehr!

Bei einem berühmten Menschen erscheint ja oft das Unbedeutende und Sinnloseste bemerkenswerter. An eine Fortsetzung der so interessanten Bekanntschaft ist jedoch bei der Entfernung der beiden Hauptstädte nicht zu denken, und so verläuft denn gewiß auch diese, wie so viele andere im Sand, ohne Fortsetzung, ohne Aussicht auf Erneuerung und — c'est à recommencer. Alle diese Betrachtungen verstimmen Klothilde dermaßen, daß sie gar nicht einschlafen kann. Hätte sie wenigstens ein Buch bei sich; die Lektüre würde sie zerstreuen, sie auf andere Gedanken bringen.

In dem Augenblicke schlägt ein ganz kleines piepsendes Gelächter mit langgedehnten gutturalen Tönen an ihr Ohr. Wie das komisch klingt! Klothilde öffnet kaum, kaum die Augen; auf der entgegengesetzten Bank des Coupés liegt die kleine Dagmar im bloßen Hemdchen und versucht es, der Amme, die sich immer wieder rasch zu ihr niederbeugt, das schneeweiße Häubchen vom Kopf zu reißen, dabei stößt sie mit den Beinchen und dreht den mit feinem blonden Haar kaum bedeckten Kopf von rechts nach links und dann wieder von links nach rechts. In den Ruhepausen bemutet sie ihre Händchen als Schlägel und patscht mit denselben auf ihrem Bäuchlein wie auf einer Trommel; dann lacht sie wieder mit demselben komischen, kurzen Gekicher, wenn die Amme den Kopf hebt und das weiße Häubchen, welches das Kind gar zu gern herunterreißen möchte, aufs neue in unerreichbare Höhe emporschnellt.

Klothilde hat die Kleine nie lachen gehört.

„Das ist wirklich herzig!“ denkt sie, und dabei gleitet ein volles, aber unbewußtes Lächeln über ihre Lippen. Die Amme spielt, ohne auf Klothilde zu achten, immer lebhafter mit Dagmar und streut alle möglichen Kosennamen zwischen die Küsse, mit welchen sie das Körperchen der Kleinen, von den Fußspitzen angefangen, besäet. Die Kleine windet und wendet sich unter dem Hagel dieser Küsse, und immer lauter und herzlicher wird ihr Lachen.

Klothilde hat wohl gehört, daß Ammen ihre Pflegekinder gern haben, aber diese überschwengliche Liebe der wildfremden Person zu ihrem Kinde macht sie stutzig. Wenn die Amme einer solchen Zärtlichkeit fähig ist, wie kommt es dann, daß sie, die Mutter, so kühl, wenigstens äußerlich kühl?

Klothilde beugt sich hinüber zur Kleinen und fixiert sie mit den Fingern in das Speckhälschen; diese lacht hell auf, und die Augen zur Mutter groß aufgeschlagen, greift sie mit beiden Händchen nach dem Finger. Zum erstenmal sieht Klothilde, wie schön dieses große dunkle Auge ist, bei welchem man noch nicht weiß, ob es braun oder tiefblau.

Doch plötzlich wird das Kind unruhig. Das Lachen bricht kurz ab, um in ein leises Raunzen überzugehen, und der kleine weiße Daumen wandert unaufhörlich ins Mäulchen.

„Sie ist hungrig!“ sagt die Amme und nimmt das Kind auf den Schoß. Klothilde lehnt sich wieder zurück in ihre Ecke, aber sie schließt die Augen nicht mehr; dieselben ruhen for-

schend auf der kleinen Dagmar, die in Erwartung der Dinge, die da kommen, mit den Weinschen zappelt und mit der einen Hand an der Jacke der Amme zerrt. Endlich legt die Amme sie an die Brust.

Klothilde atmet erleichtert auf, denn sie selbst erwartet nun zum erstenmal mit ihrem Kinde ungeduldig die Erfüllung seines Wunschchens.

„Et, wie das schmeckt! Das Händchen spielt auf der bloßen Brust, während der kleine Mund ohn' Unterlaß arbeitet. Endlich ist der erste Hunger gestillt. Die Kleine hört zu schlucken auf und lächelt die Amme mit den großen dunklen Augen und dem kleinen roten Mündchen an, dann aber, als fürchte sie, es könnte ihr etwas fortgenommen werden, setzt sie das Trinken fort, um kurz darauf mit kleinen müden Augen und dicken Wäckchen schwer atmend in den Schoß ihrer Amme zurückzufallen.“

Klothilde wird plötzlich so warm ums Herz, daß sie sich neuerdings vorbeugt und das Kind mitten auf das rote Mündchen küßt. Die Kleine glaubt, das Spielen beginne wieder von vorn und lächelt. Zum lauten Lachen ist sie jedoch zu faul. Die Augenlider werden immer schwerer, die langen, dichten Wimpern senken sich immer tiefer, und die Fäustchen reiben gar pudig die kleine Stumpfnase.

„Sie will schlafen!“ murmelt die Amme, „du mein armes Kind!“

Diese wenigen, schlichten Worte wirken ganz eigentümlich auf Klothilde: fühlt sie einen geheimen Vorwurf aus denselben heraus, oder erwacht in ihr urplötzlich ein Gefühl der Eifersucht auf diese Frau, die wohl glaubt, die eigentliche Mutter vollständig ersetzen zu können?

„Geben Sie mir das Kind,“ spricht Klothilde fast schüchtern. Die Amme blickt erstaunt auf die Gnädige, aber sie unterdrückt jede Bemerkung und reicht ihr das Kind.

Klothilde ist seltsam zu Mute, wie sie so das kleine Ding im Arm hält und es anblickt. — Die kleine Dagmar schläft zum erstenmal im Arme ihrer Mutter ein, während dieser die widersprechendsten Gedanken durch den Kopf gehen. Wenn ihr Mann sie jetzt so sähe!

Dann beginnt sie die Amme über das Kind auszufragen, und diese läßt sich auch nicht lange bitten, sondern erzählt, erzählt ohne Unterlaß! Die nichtsagendsten Dinge erhalten im Munde dieser Frau eine wichtige Bedeutung, und keine geringfügige Einzelheit wird vergessen. Klothilde lauscht den Worten der ungebildeten, aber guten und liebevollen Person aufmerksamer vielleicht als früher manchen interessanten Vorträgen ihrer berühmten Freunde. Immer mehr fesselt sie das anspruchsvolle Geplauder, dessen Mittelpunkt ihr Kind, das selbe kleine Wesen, das sie jetzt im Arm hält; immer eingehender werden die Fragen, immer ausführlicher die Antworten.

Klothilde hat viel veräumt, und wenn sie das Auge senkt und die kleine schlafende Dagmar ansieht, dann glaubt sie es kaum, daß diese die Heldin so vieler großer und kleiner, von ihrer eigenen Mutter übersehener Ereignisse. Die ihr bis jetzt bloß aus Büchern bekannte theoretische Entwicklung eines Kindes liegt nun plötzlich in ihrem Töchterlein vor ihr, bereichert durch all die unberechenbaren, heiteren und ernsten kleinen Zwischenfälle, die das wirkliche, reale Leben mit sich bringt. Jede Handbewegung, jedes Verziehen des Mündchens, jeder Blick und jeder Laut sind für die Amme verständliche Zeichen, Neußerungen der Seele, und sie sucht sie der erstaunten Mutter zu deuten und zu erklären.

Klothilde lernt am ersten Tage, den sie gegen ihren Willen mit der kleinen Dagmar zu verbringen gezwungen, die Seele ihres Kindes kennen.

„Ja,“ meint die Amme, „wenn man wie ich immer beim Kind ist, dann freut es einen erst; gnädige Frau Baronin kennen es aber gar nicht!“

Klothilde senkt, wie unter der Last einer Anklage, den Kopf. Die Frau hat recht, denkt sie. Ja, wenn man sich einem so kleinen Wesen gänzlich widmet, dann muß man es ja lieb gewinnen, man setzt sich in Rapport mit ihm, verfolgt stündlich und täglich jeden Fortschritt und freut sich über das Unwesentlichste, weil es einem den Grad der stetigen Entwicklung verrät.

Klothilde hat bis jetzt keine Zeit gehabt, sich an den nur fürs geübte Auge merkbaren Entwicklungsstadien zu erfreuen. Fremde, fertige Menschen haben sie in Anspruch genommen, haben ihr Interesse rege gehalten — aber wie lange? „C'est toujours à recommencer,“ murmelt sie.

Eine Fortsetzung giebt es allerdings nur bei dem, was im Werden begriffen, dieses werdende aber — das sind ja eben die Kinder!

Wie eine Offenbarung kommt es plötzlich über Klothilde. Dieses stete Haschen nach dem Unbekannten, nach dem Neuen, kann eine echte Frau auf die Dauer nicht befriedigen; entweder kommt dabei der Geist oder das Gemüt zu kurz, Klothilde hat beides.

Mit Wehmut gedenkt sie ihres kleinen Paul, bei dem sie noch mehr veräumt und noch mehr nachzuholen hat!

Sie möchte am liebsten mit demselben Zuge gleich umkehren, nach Hause eilen und Paul in die Arme nehmen. Wie erfreut wäre ihr Mann, wie so ganz anders, sie fühlt es, würde sich das Leben jetzt gestalten! Doch nun ist an keine Umkehr mehr zu denken. Morgen erwarten sie Cousine Dagmar und Professor Norden.

Richtig, der interessante Professor! Klothilde lächelt und wundert sich über ihr unwillkürlich geringschätziges Lächeln. Wie kommt es, daß der interessante Professor unverschuldigt seinen Nimbus in ihren Augen eingebüßt?

Sie fühlt, daß eine Wandlung in ihr vorgegangen und daß eine leise, innere Stimme in ihr erwacht, welche den lauten Schrei der äußerlichen großen Welt zu übertönen verspricht.

Dankbar blickt sie auf die kleine Dagmar, welche die Augen aufgeschlagen, weil eben das Licht der Wagenbede angezündet worden, drückt sie fest an ihr Herz und flüstert weich vor sich hin: „D, du mein Affen!“

Dieses „Affen!“ war ihre neueste und blieb ihre letzte — interessante Bekanntschaft.

Edgar Allan Poe an seine Schwiegermutter.

Die Engel droben in den Himmelsphären,
In Liebesglut einander zugeneigt,
Sie finden für ihr innigstes Verehren
Den Ausdruck „Mutter“ ewig unerreicht.
Drum gab ich dir, du treueste aller Frauen,
Den trauten Namen schon vor langer Zeit.
Dein ist mein Herz, seitdem das Todesgrauen
Virginia's Geist aus seiner Haft befreit.
Ich habe „meine“ Mutter früh verloren,
Sie schenkte nichts mir als mein eignes Sein;
Du aber hast Virginia mir geboren,
Und so muß ich dir heiß're Liebe weihn.
War doch die Gattin, die du mir gegeben,
Mir teurer als der eignen Seele Leben!

Deutsch von Athenais Passow.

Die Gartenbau-Ausstellung zu Berlin.

Von Dr. Ludwig Staby.



Nachdruck verboten.

Die große allgemeine deutsche Gartenbau-Ausstellung wurde am 25. April im Ausstellungspark zu Berlin in Gegenwart der Kaiserin Augusta Viktoria eröffnet und fand allseitig die rückhaltlose Bewunderung, da alles auf das herrlichste und großartigste angelegt war und nur das Beste und Vollendetste sich in nie dagewesener Fülle und Mannigfaltigkeit darbot. Baukunst, Bildhauerei und Malerei hatten sich vereint in den Dienst der blumenpendenden Flora gestellt und dadurch die Ausstattung der einzelnen Säle und Hallen zu einer höchst vollendeten und prächtigen gestaltet. Herrliche hochaufragende Palmen und Nadelhölzer, vermischt mit blühenden Magnolien, Kamelien, Flieder- und Mandelbäumen hatten fast überall eine Wanddekoration geschaffen, von der sich die aufgestellten Pflanzen und Blumen wirkungsvoll abhoben. In den Wänden zeigten sich lauschige Nischen, oder es traten mittelalterliche Erker und moderne Balkons aus ihnen heraus, alle den kunstfertigen Gärtnern reiches Material zur Entfaltung prächtiger Dekorationen und Ausschmückungen darbietend; Springbrunnen, von frischgrünen Blattgewächsen umrahmt, sprühten und plätscherten, und von großen künstlichen Grotten und Felsen, in denen jede Spalte mit charakteristischen Farnen und anderen Pflanzen besetzt war, stürzten und rieselten rauschend und murmelnad zahlreiche glitzernde Wasserfäden in die Becken herab. Dies alles vereinigte sich zu einem Gesamtrahmen, in dem Tausende der herrlichsten Kinder Floras in all ihrem Glanz und ihrer Farbenpracht sich dem entzückten Auge des Beschauers darboten. Es war beinahe zu viel des Schönen, man stand fast verwirrt in diesem Meer von Glanz und Duft, in dem alles in seiner Art vollkommen war. Ein schönes Bild wechselte bei jedem Schritt mit einem andern, jedes in seiner Art entzückend! Wir wollen wenigstens einige der hervorragenden Bilder aus diesem Riesentaleibstopp festzuhalten suchen.

Unter den gärtnerischen Dekorationen fiel besonders die Ausschmückung eines „Prachtzettes des Königs Ptolemäus“ auf, dessen architektonischer Schmuck vom Regierungsbaumeister Jaffé ausgeführt, während die Malerei von Wagner und Butack geliefert war. Das zur Feier der Dionysien auf der königlichen Burg zu Alexandria im Jahre 270 vor Christus von Ptolemäus errichtete Prachtzelt war nach der Schilderung des Athenäus das kostbarste, farbenprächtigste und prächtigste, welches je errichtet wurde; Säulengänge, kostbare Lagerstätten, silberne und goldene Prunkgeschirre, köstliche Gemälde, Gold und Edelsteine fanden sich hier, und über den von den herrlichsten Teppichen gebildeten Fußboden war eine solche Blütenpracht gebreitet, daß dieselbe einem Zauberarten gleich. Diesen Zauberarten nun, wie er in dem Zelt jenes Königs vorhanden gewesen sein soll, uns in der Ausstellung vor Augen geführt zu haben, ist das Verdienst des Brüsseler Gärtners Adolf d'Haine, der denn auch mit diesem Meisterstück einen hohen Ehrenpreis errang. Hier waren riesige Palmen, prächtige Azaleen, leuchtende Kamelien, blühende Flieder, seltene Rosen, Orchideen und viele andere Blumen zu einem entzückenden Gesamtbilde vereinigt. — Auch ein prachtvoller, mit reichblühenden Kamelienzweigen umrahmter Spiegel, ausgestellt von J. C. Schmidt-Berlin, ward vielbewundert.

Inmitten des Saales, in welchem die Statuen unserer Hohenzoller Kaiser standen, thronte eine sitzende Göttin mit blumenbekränztem Haupte, die linke Hand hielt einen Olivenzweig, während die rechte sich auf einen Schild, der die Doppelreliefs unseres Kaiserpaars trug, stützte. An den Seitenwänden erhoben sich hohe Fächerpalmen, blühende Lorbeer-, Magnolien- und Fliederbäume, und aus dem dunklen Laub der Drangen leuchteten goldgelbe Früchte hervor. — In einer anderen, von einem mächtigen goldbespannten Zeltbald überspannten Halle waren zwei große Dioramen angebracht, herrliche Fernsichten auf Park- und Gartenlandschaften in meisterlicher Darstellung, sodas es dem Beschauer schwer ward, zwischen Natur und Malerei zu unterscheiden. Der Schloßgarten von Nonbijou und die Landschaftsgärtnerei von Märker-Berlin hatten diesen prächtigen Wintergarten geschaffen.

Den besonderen Beifall der Damenwelt fanden ferner einige Speisezimmer mit wundervoll ausgestatteten und blumengeschmückten Tafeln, auf denen alles mit dem feinsten Geschmack arrangiert war.

Den Kaiserpreis, eine große goldene Staatsmedaille, trug J. J. Seibel aus Striesien bei Dresden für eine Gruppe Rhododendren, die einen ganzen Saal füllte, davon. In hübscher Gruppierung waren auf dem moosbewachsenen, hügeligen Boden die verschiedensten Rhododendren in höchster Schönheit und Vollendung ausgestellt: das prächtige violettblühende neben den schneeweißen, die roten Arten in allen Abstufungen vom dunkelsten Rot bis zum weißen, mit einem leichten roten Schimmer übergoßenen Rhododendron.

Den entzückendsten Rosenstoc hatte Bunkel in Niederschönweide ausgestellt. Ihm wurde dafür der Ehrenpreis der Kaiserin zu teil. Alle Varietäten und Farben von der kleinften weißen Miniaturrose bis zur größten rotblühenden waren hier vorhanden, ganze Gruppen von herrlichen Marfshall Niel, von zarten Therosen, kleinen Moos- und hohen Stammrosen, weit über tausend verschiedene Exemplare der Königin der Blumen. Ein großes rundes Beet, bedeckt mit den mannigfaltigen Rosen, die, pyramidenförmig von allen Seiten nach der Mitte sanft ansteigend, sich um eine dort aufragende Büste der Kaiserin prächtig gruppierten, gewährte einen herrlichen Anblick! Hochstämmige weiße Rosen, in Kugel- und Pyramidenform gezogen und in einer Höhe von fünf Meter über all diesen Flor emporgangen, gaben mit den prächtig blühenden Magnolien-, Azaleen- und Glycinenbäumen ein Zeugnis von der Leistungsfähigkeit der Gärtnerei Kieseletter in Genthin, die denn auch für die hochstämmigen blühenden Trauerrosen einen Ehrenpreis erhielt.

Ein zweiter Anziehungspunkt der Ausstellung war die Orchideensammlung. Wohl nie sind so viele Vertreter der sonderbaren und eigentümlichen Familie Orchis zusammen gesehen worden. Die Firmen Bouché aus Endenich bei Bonn, Ch. Busstete und Adolf d'Haine aus Belgien, G. Günther aus Roswig in Sachsen, Lachner aus Steglitz, Sanber u. Comp. aus England u. a. hatten Orchideen in größter Pracht und Auswahl ausgestellt; den Ehrenpreis für die schönste blühende Orchidee erhielt Bouché (Endenich) für ein prachtvolles Cymbidium Lowii, das mit seinen zahlreichen Blütenähren sich wie ein blühender Strauch präsentierte.

In der interessanten Azaleensammlung von A. Peeters aus Brüssel waren die einzelnen Azaleenstämme buchstäblich bedeckt mit Blüten, kein grünes Blatt drängte sich aus den Blumen hervor, die großen halbbugeligen Blütenstände machten den Eindruck, als ob sie aus einer einzigen Blume beständen. Die in allen Farben schimmernden Blütenbälle: prächtige rösarote Prinzess Charlotte, rein weiße Niobe und Cros, ziegelrote Rembrandt, dunkelrote Charmer u. a. machten einen imposanten Eindruck.

Zu diesen Blumengruppen kamen noch mancherlei Kollektionen, z. B. Flieder, Maiglöckchen, Alpenveilchen, Hortensien, Primeln, Stiefmütterchen u. a. Ferner Kranzbindereien mit wundervollen Arrangements aus natürlichen, künstlichen und präparierten Blumen; Makartbouquets, hohe Gräser, Palmen, Blattpflanzen und Mengen abgeschchnittener Blumen, tropische Heil- und Würzpflanzen, giftige und ungiftige, in getrocknetem Zustande ausgestellt, Früchte, Samen, Oele und Extrakte der verschiedensten Gewächse, wissenschaftliche Analysen von Obst und Gemüse, ausgeführt von Prof. Wittmack, die über den Eiweiß-, Zucker- und Stickstoffgehalt unserer vegetabilischen Nahrungsmittel belehrten, zahlreiche Modelle der verschiedensten Blüten, die über den Bau der Blüte und die Art der Befruchtung Aufschluß gaben, fossile Pflanzen, welche die Umgestaltung der Flora in den Erdperioden, Gesteins- und Erdbarten verjähmbildeten, u. v. a.

Auch alle Gemüsearten, Blumenkohl, Spargel, Karotten, Gurken, Salate, grüne Schnittbohnen, in Töpfen gezogen, Zucht- und Brutkästen für Champignons, Steinpilze, Kartoffeln in allen möglichen Spielarten, alle Sorten Äpfel und Birnen, Kirschgen, Pflaumen und Pfirsiche, Erdbeerstande in Töpfen gezogen, köstliche Weintrauben, an in Töpfen getriebenen Stöcken herabhängend, waren in reichster Zahl und tadellosen Exemplaren auf dieser Ausstellung vertreten, welche nicht nur alle Blumenfreunde und Liebhaber entzückt, sondern mit vollem Recht die rückhaltlose Bewunderung aller Besucher gefunden hat.

Lachende Erben.

(Zu dem Bilde von R. Becker.)

„Einer der besten Schauplätze, um menschliche Charaktere zu studieren,“ äußerte einmal der geistreiche Fürst von Ligne, „ist unftreitig ein Zimmer, in welchem vor versammelten Erben (oder solchen, die es werden wollen) ein Testament eröffnet wird.“ In der That! Hier wirft der gewöhnliche Mensch jede täuschende Maske ab und zeigt sich unverhüllt, seiner ganzen häßlichen Natur nach: alle Leidenschaften, deren Offenbarung den Menschen erniedrigt, treten offen zu Tage, machen sich rückhaltlos geltend, und Gemütsbewegungen, die unter anderen Umständen ängstlich verhehlt werden, finden hier unbedenklich ihren Ausdruck.

Aus diesem Grunde haben seit Hogarth zahlreiche Maler, denen der Mensch im Moment leidenschaftlicher Erregung ein vorzugsweise beliebter Vorwurf, Testamentseröffnungen für größere bildliche Darstellungen gewählt und durch scharfe Charakteristik namhafte Erfolge erzielt, das Auge des denkenden Beschauers gefesselt. Das von uns heute produzierte Becker'sche Bild hat gleichfalls eine solche Scene zum Gegenstand.

Der Nachlaß eines Reichen kommt zur Verteilung. Lachende Erben treten in den Besitz der palastartigen Räume mit ihrem kostbaren Inhalt. Das eben verlesene Testament hat über alles verfügt. Die jetzigen Besitzer sind Leute aus den vornehmen Lebenskreisen; rücksichtsloses Behagen an dem ihnen gewordenen Gewinn erfüllt sie ganz; der tiefe Schmerz des jungen, im Testament offenbar übergangenen Mädchens, die getäuschte Hoffnung des Jünglings hinter ihr kümmern sie durchaus nicht. Der satte Egoismus hat für sie keinen Blick übrig. Auch der durch reichliche „Gebühren“ befriedigte Notar wird sich wenig um die beiden bitter getäuschten jungen Leute kümmern! — Welche Veränderung in diesen bisher so streng gehüteten Prachträumen! Aufgerissene Schränke, ausgeräumte Fächer, Unordnung und Achtlosigkeit überall; ein riesiger Hund redet sich auf dem blühenden Parkett — genug, um den alten Diener, der nun hier auch überflüssig ist, in Kummer und Gram zu stürzen. Ja — ja! Der alte Herr und die alte Zeit ist dahin; fortan herrschen hier die „lachenden Erben“ und die neue Zeit!

Nach dem Essen.

Von einem der eifrigsten Verfechter einer vernunftgemäßen Lebensweise, der es, wie wenige, verstand, volkstümlich zu schreiben, dem verstorbenen Prof. Dr. R. Reclam, liegt ein Werk in dritter Auflage vor: das „Buch der vernünftigen Lebensweise“, eine populäre Hygiene zur Erhaltung der Gesundheit und Arbeitsfähigkeit. (Leipzig, R. F. Winters Verlagsbuchhandlung.) Sein Inhalt bewältigt den reichhaltigen Stoff erschöpfend und fast überall in knapper, gemeinverständlicher Form. Um unseren Leserinnen einen Einblick in das Buch zu geben, greifen wir ein Kapitel über das, was man nach dem Essen thun soll, heraus.

Vor dem Essen ist eine kleine Körperbewegung durch Spazierengehen, turnerische Freiübungen und dergleichen zweckmäßig; dagegen soll man nach dem Essen seinem Körper Ruhe gönnen und dem Magen Gelegenheit zum Verarbeiten der genossenen Speisen bieten. Es ist falsch, nach dem Essen spazieren zu laufen. Die alte diätetische Regel:

„Nach dem Essen mußt du stehn
Ober tausend Schritte gehn“

ist ein grober Irrtum und gewiß nicht als Erfahrung des Volkes zum Sprichworte geworden, sondern vermutlich hat ein einzelner seine irrige Uebersetzung in dem Reime ausgesprochen und sie so dem Volke oktroyirt. Was dem einen erlaubt gewesen ist, muß auch dem andern vergönnt sein, und deshalb soll man dem alten unwahren Sprichworte ein neues und wahres entgegensetzen, welches lautet:

„Nach dem Essen sollst du ruhn,
Eine Stunde gar nichts thun.“

Man kann nicht zwei wichtige Organe des Körpers gleichzeitig anhaltend gebrauchen oder anstrengen. Für andere Körperteile weiß man dies allgemein, und niemand bestreitet es; weshalb kommen die Verdauungsorgane allein nicht zu ihrem Rechte? Keine Frau wird spazieren gehen wollen und gleichzeitig in Kanevas zu sticken oder Hemden zu nähen versuchen; denn sie weiß recht wohl, daß man Füße und Hände nur abwechselnd zu gebrauchen vermag. Kein Mann wird auf der Bioline oder auf dem Klaviere ein Musikstück spielen und gleichzeitig einen öffentlichen Vortrag oder auch nur ein lebhaftes Gespräch führen wollen, denn die Erfahrung lehrt, wie schwierig es ist, beides zugleich zu thun. Wer dergleichen dennoch versucht, büßt dieses Auflehnen gegen Naturgesetze durch stärkere Ermüdung; gerade so ermüdet auch ein Spaziergang nach Tische ungleich mehr, als derselbe Weg vor dem Essen — vorausgesetzt, daß nicht bereits heftiger Hunger sich eingestellt hätte. Wer geistige Arbeit unmittelbar nach eingenommener Mahlzeit vornimmt, ist zur Strafe dafür gewöhnlich am Abend so durch Ueberanstrengung abgespannt, daß er unfähig zu anhaltender geistiger Beschäftigung geworden ist. Also nach dem Essen: Ruhe!

Jedes Organ, jeder Teil unseres Körpers, welcher arbeitet, ist während seiner Thätigkeit für unsern übrigen Körper gleichsam der Herr, d. h. der übrige Körper ist von dem arbeitenden Organe abhängig und muß sich nach ihm richten. Während der Magen verdaut, hat er eine für seine Kräfte berechnete, nicht unbedeutende „Arbeit“ auszuführen. Der übrige Körper muß sich nach ihm richten und darf in seinen anderen Teilen nicht auch gleichzeitig arbeiten wollen. Weder die Beine dürfen dies, noch der Kopf. Solange irgend ein Organ in Thätigkeit ist, strömt Blut nach demselben in großer Menge hin; es bildet sich im arbeitenden Körperteile während der Arbeit ein Zustand der Kongestion oder des Blutzudranges. Die Muskeln sind blutreich während des Laufens, während des Turnens, — die Lungen während heftigen Atemholens — die Magenwände und die übrigen Verdauungsorgane während der Verdauung — das Hirn während des Nachdenkens. Dieser Blutdrang hat seinen guten Nutzen für unsern Körper; aus dem Blute werden die durch Thätigkeit unbrauchbar gewordenen Stoffe und feinsten Gewebeile ersetzt. Man könnte daher sagen, während und durch die Anstrengung wird das angestrengte Glied des Körpers hungrig und verlangt seine Nahrung von dem Blute; deshalb fließt dieses in großer Menge nach den Teilen hin, welche angestrengt wurden, und deshalb werden sie durch Anstrengung gekräftigt, besser genährt. Dies ist der Grund, weshalb der Körper nicht zweien Herren gleichzeitig dienen kann. So gut wie wir nicht zu gleicher Zeit nach Osten und nach Westen reisen können, so gut kann auch die im Körper vorhandene Blutmenge nicht gleichzeitig nach verschiedenen Richtungen des Körpers ihre Reisen unternehmen.

Am schlimmsten rächt sich die Vernachlässigung des Naturbedürfnisses einer Ruhepause nach der Mahlzeit bei der Jugend! Wie viele Schulen aber giebt es, welche durch unzweckmäßige Zeit der Lehrstunden die Eltern zum Mißachten und zum Uebertreten jener Vorschrift nötigen; wie viele Eltern zwingen die Kinder, sobald sie den letzten Bissen verschluckt haben, sofort an den Schreibtisch sich zu setzen, um ihre Schularbeiten zu machen. Das straft sich aber dadurch, daß die Kinder unaufmerksam, gebankenlos in den Lehrstunden, nachlässig und flüchtig bei ihren Arbeiten sind, daß sie für den größten Teil des Tages träge und verdrossen werden, daß sie schlecht genährt, blaß aussehend, abmagern, unregelmäßige Verdauung haben. Wie viele an Blutarmut leidende, kränkeltnde Kinder mögen hierdurch den Grund für jene Leiden erhalten haben, an denen sie dann ihre ganze Lebenszeit hindurch tragen müssen. Die alte Erfahrung, daß Kinder, welche kräftig und wohl ausfallen während der Ferien, nach einem Monate Schulbesuches wiederum blaß und schwächlich erscheinen, erklärt sich, neben der schlechten Luft und dem Mangel der Turnübungen in den meisten Schulen, aus der geistigen Anstrengung des Kindes während der Verdauungszeit.

Auch für die Erwachsenen gilt die gleiche Regel. Ist auch bei ihnen die Gefahr nicht so groß, wie beim Kinde, so ist sie doch erheblich genug. In kaufmännischen Geschäften ist meistens nur eine, oft nur eine halbe Stunde der Zwischenzeit für das Mittagmahl gegönnt; gewöhnlich sind die jungen Leute hungrig, eilen mit schnellen Schritten ins Speisehaus, schlingen ihre Bissen hinter und stürzen dann fort, um bei gutem Wetter mit einem Spaziergange sich für das erzwingene Stillstehen während der übrigen Tageszeit, für die schlechte Luft im Geschäftslokale einigermaßen zu entschädigen. Viel richtiger wäre es für sie, wenn sie vor dem Essen ihren Spaziergang machten und nach demselben die nötige Verdauungsrube sich und ihrer Gesundheit gönnten.

Noch schlimmer steht es gewöhnlich in den Werkstätten und den Fabriken. Selbst diese kurze Zeit der Ruhe wird in derartigen Geschäftsanstalten der menschlichen Arbeitsmaschine nicht gegönnt, sondern wenige Minuten müssen bisweilen genügen. Aber der Magen ist kein Sack und der Körper keine Dampfmaschine; der Magen verlangt mehr, als nur gefüllt zu werden, er muß die erhaltene Speise auch verarbeiten; der Körper kann nicht, wie die Dampfmaschine, augenblicklich die erhaltenen Kohlen in Wärme und Kraft umwandeln, so auch augenblicklich die Speisen für seine Zwecke verwenden, sondern erst nach der Verdauung kann durch Bildung neuer Gewebeile das in den Körper eingeführte zu seinen Gunsten benutzt werden. Gut Ding will Weile haben. Der Körper verlangt Ruhezeit für seine Arbeit, und diese Zeit muß ihm gewährt werden.

Wie soll die Ruhezeit nach dem Essen angewendet werden? Zum Mittagsschlafchen? Nicht allen Personen bekommt dasselbe gut, und nicht jedermann ist es anzuraten. Blasse, magere, schwächliche Leute, jugendliche Personen im Alter von 16 bis 24 Jahren, oder bejahrte Leute, welche 50 Jahre bereits überschritten haben, bedürfen in der Regel eines kleinen Schlafchens nach Tische; es ist ihnen heilsam. Anders dagegen verhält es sich bei sehr kräftigen oder gar fettleibigen Personen. Diesen ist zu raten, sich ihre „Schlafzeit“ nicht durch die Mittagsruhe zu verlängern, aber dafür durch irgend eine erholende, nicht gerade anstrengende Beschäftigung sich das nötige Maß der „Ruhe“ zu gewähren. Die Lektüre einer Zeitung, geselliges Plaudern bei einer Tasse Kaffee und ähnliche harmlose, halb passive Zerstreuungen können die Zeit auf eine zweckmäßige Weise ausfüllen. Wer in steter Geschäftsunruhe lebt, dem wird sich eine kleine Selbststeinkuhr während der Stespa nützlich erweisen, und befähigt sie auch nur in der Ueberlegung dessen, was am Vormittage geschafft wurde, sowie in der richtigsten Zeiteinteilung in Bezug auf die am Nachmittage noch zu erledigenden Arbeiten. Wer starke körperliche Anstrengungen in seinem Berufe hat, wer etwa gar körperliche und geistige Anstrengungen vereinigt, dem ist ein Schlafchen Bedürfnis; nur vermeide er, sich an dasselbe zu gewöhnen, wenn er sich noch in den Jahren der vollen Kraft befindet.

Die Körperstellung nach Tische werde immer so gewählt, daß der Magen nicht gedrückt wird, die sämtlichen Verdauungsorgane in ihren Bewegungen nicht benachteiligt werden; daher verdient das Liegen vor dem Essen den Vorzug; wenigstens sitze man nicht nach vorn übergebogen, sondern zurückgelehnt.

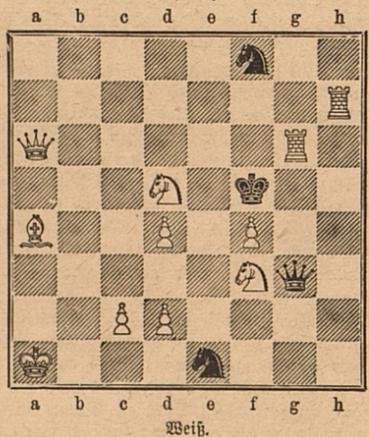
Vor der Ruhe nach Tische reinige man Zähne und Mund mit Zahnbürste und Spiritus, sowie durch Auspülen mit Wasser.

Während der Ruhezeit zwischen dem Mittagessen und dem Kaffee, wenn man solchen am Nachmittage genießt, trinke man ein Glas (1/2 Liter) reines Brunnenwasser; man verdünnt dadurch die genossenen Speisen und erleichtert dem Magen die mechanische Arbeit; man befähigt dadurch den Verdauungssaft des Magens, die Speisen besser zu lösen, und begünstigt also auch die chemische Arbeit des Magens. Dieses einfache, meistens übersehene Hilfsmittel ist besonders für Mädchen und Frauen wichtig und beugt einer großen Anzahl bei ihnen häufig vorkommender Leiden und Krankheiten vor.

Schach.

Aufgabe Nr. 267.

Von J. Winter-Wood.
Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 265 Seite 180.

- Weiß.
1. D a 1 — g 1.
Schwarz.
1. T f 6 — e 6 oder n. d. 6.
Weiß.
2. S d 8 — c 6 oder T d 4 — e 4 matt.
A.
Weiß.
1.
Schwarz.
1. T zieht anders.
Weiß.
2. K g 7 n. T matt.
B.
Weiß.
1.
Schwarz.
1. f 3 n. e 2 (g 2).
Weiß.
2. f 2 — f 4 matt.
C.
Weiß.
1.
Schwarz.
1. K e 5 oder c 5 n. d. 4.
Weiß.
2. D g 1 — a 1 oder n. h 2 matt.

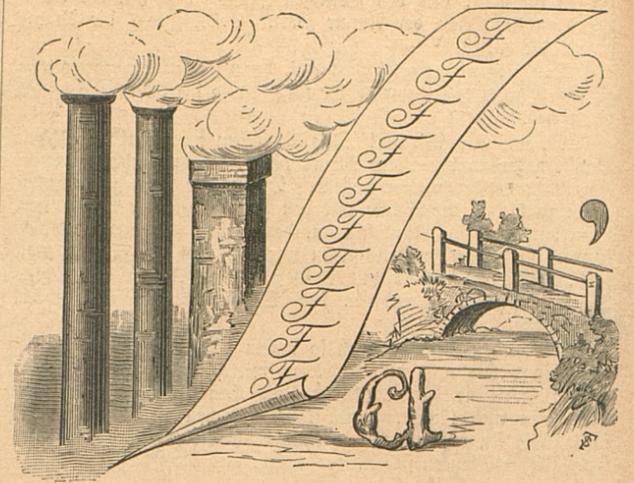
Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 117 Seite 180.

I.	II.	III.
2 7 2	3 5 3	4 3 4
7 7	5 5	3 3
2 7 2	3 5 3	4 3 4
Im ganzen 36.		
IV.	V.	
5 1 5	6 5	
1 1		
5 1 5	5 6	
Im ganzen 24.		Im ganzen 22.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 118.

Eine Dame kaufte eine Anzahl Tischdecken von verschiedenem Werte. Für die erste gab sie 6 Mk., für die zweite 12 Mk., für die dritte 18 Mk. und so für jede folgende stets 6 Mk. mehr, als für die vorhergehende. Sie mußte im ganzen 330 Mk. bezahlen. Wie viel Tischdecken hat sie gekauft?

Rebus.



Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „Juni“.

Fig. 1. Mantelet aus Sammet und Spitze. Das kurze elegante Mantelet ist aus mit Seide und Perlen besticktem Sammet, sowie aus schwarzem Spitzenstoff zusammengestellt und mit schwarzem Surah als Futter versehen; die vorn und hinten spitze, aus Sammet gefertigte Passe liegt vorn, wie ersichtlich, den Spitzenecharpes auf, die man auf einem seidenen Fond befestigt und am Taillenabschluß durch 3/2 Cent. breite Seidenbänder gehalten hat, welche den unteren Rand des Mantelets gürtelartig begrenzen und vorn in eine Schleife gebunden werden. Den Passenteilen schließen sich an der Achsel, wie ersichtlich, kurze epauletartige Teile aus Sammet an, die am unteren Rande mit 20 Cent. breiter Perlenfranse verziert sind; gleiche 11 Cent. breite Franse garniert den unteren Rand der Passe, die längs des Halsauschnittes mit einem hohen, mit Spitze begrenzten Stehkragen verbunden und vorn mit Haken und Desen geschlossen ist. (Siehe auch die nebenstehende Rückansicht.)



Fig. 2. Kleid aus Vastseide. Der 222 Cent. weite, vorn 100, hinten 112 Cent. lange Rock aus rotem Taffet hangeant ist am unteren Rande mit einer 6 Cent. breiten Plüschfranse begrenzt, innen mit einer 11 Cent. breiten ausgeschlagenen Frisur von gleichem Stoff verziert und hinten, 32 und 62 Cent. weit vom oberen Rande entfernt, je mit einem Zug versehen, durch den Bänder geleitet werden; vorn hat man den Rock mit einer 21 Cent. breiten eingereichten Frisur von Taffet garniert und mit einem 58 Cent. breiten Garniturteil ausgestattet, der aus 11 Cent. breiten Vaststreifen, sowie aus gleich breiten, mit bunter Seide bestickten durchbrochenen Stückerestreifen zusammengesetzt ist, die unten je in eine Patte enden. Der Teil ist am oberen Rande leicht gerafft und tritt an den Seiten oben je 20, unten 6 Cent. breit der übrigen Rockgarnitur unter; dieselbe besteht aus einem erforderlichen langen, 216 Cent. weiten Teil aus Vastseide, der oben an den Seiten in einige schrägsfallende, nach vorn gefaltete Falten gelegt, hinten (siehe die Rückansicht) dicht eingereicht und am unteren Rande mit einer in Toffalten geordneten, ausgefalteten Rüsche verziert ist. Für letztere hat man einen 11 Cent. breiten Streifen aus Taffet hangeant, sowie einen 9 und einen 7 Cent. breiten Vaststreifen in schrägem Fadenlauf verwendet, die je in kleine Toffalten gelegt, aufeinander befestigt sind. Dem oberen Rande des Rockes liegen gürtelartig zwei je 2 1/2 Cent. breite Reppsbänder auf, die mit kleinen, mit Stahlknallen verzierten Schleifen abschließen; Schleifen aus gleichem Band zieren, wie ersichtlich, die Patten am mittleren Garniturteil. Die vorn leicht gefaltete Taille, deren kurzer Schoß unter dem Rock getragen wird, ist mit Taffet hangeant als Futter versehen, vorn und hinten passentartig mit Stückerestoff bekleidet und mit Haken und Desen zum Schließen versehen. Die Taille, sowie die Ärmel hat man, wie ersichtlich, mit Bandspangen verziert, die je mit einer kleinen, mit einer Schnalle verzierten Schleife enden.

Bezugsquelle der Modelle: Berlin, Gerson u. Comp., Fig. 1; Bonwitt u. Littauer, Behrensstr. 26*, Fig. 2.

Die nächste Nummer (Nr. 23) erscheint in 14 Tagen.

Da der „Bazar“ vierteljährlich 12mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Quartal eine Woche, in der keine Nummer ausgegeben wird.